

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.



Die Zukunft.

Berlin, den 16. Dezember 1911.

Paralipomena.

Die Parteien, denen die Erhaltung des Reichselends Stimmenzuwachs verheißt, hüten sich, jetzt schon einen Personenwechsel zu fordern, und würden knirschen, wenn höhere Gewalt ihnen vor der Wahl den Bethmann nähme, der, wie Jesus den Frommen, ihr Hort, ihre Zuversicht ist. Vor vierzehn Tagen ist dieser Satz hier gesprochen und seitdem durch manches Symptom als richtig erwiesen worden. Schon die Vorstellung, der Herr Ordinarius könne noch vor der Weihnacht dem Auge entschwinden, hat die Ungeberdigsten verhöflicht. Grimme Wölfe, die den fünften Kanzler so lange wüthend umheulten, begnügen sich heute mit mildem Gebrumm; und die vorgestern Ungeduldigen haben die Hoffnung angedeutet, den Mann, der ihnen das Wahlgeschäft machen soll, noch für ein Weilchen auf seinem Magisterstuhl zu sehen. Natürlich: das Streben, Bourgeois und Lohnarbeiter, die Vertheidiger und die Bedränger der Kapitalistenfestung, zu starken, feldbienstfähigen Bataillonen zu einen, würde sinnloses Knabenspiel, wenn vor dem Blick der bunten Schaar sich nicht mehr Herr von Bethmann aufreckte, sein (beseufzter oder belächelter) Name nicht, wie ein Werberfähnlein, von allen Kreuzwegen Rekruten herbeiwinkte. „Nur jetzt noch soll er uns bleiben; sonst wären alle Schlagwörter, alle sorgsam gestanzten Blechmarken morgen entwerthet uud der Aufwand vieler Monate fruchtlos verthan.“ Ob er die Ursache der Sänftigung ahnt oder, wie bisher stets, verkennt, was sich rings um ihn regt? Noch scheint ihm um seine Gottähnlichkeit nicht bang. „Die Mittheilungen, die in der Schlußsitzung des Reichstages

der Reichskanzler über die deutsch-englischen Auseinandersetzungen während der Marokko-Verhandlungen gemacht hat, haben im nationalen Sinn einigend gewirkt. Das Trugbild einer schwachmüthigen Haltung unserer Diplomatie mußte angesichts der öffentlich bekannt gewordenen Einzelheiten der diplomatischen Vorgänge zerfließen. Mit mehreren Fabeln über deutsch-englische Vorkommnisse haben die in der Budgetkommission und im Plenum des Reichstages ertheilten Auskünfte aufgeräumt." Das ist ein Pröbchen der Lobhudelei, die Herr von Bethmann aus der Gesindestube ins Reich schleppen läßt. Um zu beweisen, daß nur Tröpfe, in deren taubes Ohr die Weisheitsprüche der Salomo und Boëtius nie drangen, ihn für einen Philosophen ausgeben konnten? Si tacuisset! Dann brauchte man sich mit dem eklen Kram fürs Erste nicht mehr zu beschäftigen; könnte ich bei dem Urtheil bleiben, daß die einstweilen letzte Rede des Kanzlers zwar nur rasch verhallende Wortschälle bot, als Parlamentstaktikerleistung aber (Samiel-Hammann darf sich seiner old parliamentary hand rühmen) höher stand als je eine von ihm gehaltene. Das geht nun nicht mehr. So dreister Versuch, wieder die Wahrheit zu tünchen, darf nicht hingenommen werden. Der im Sommer, im Herbst mit erfreulicher Offenheit ausgesprochene Tadel war ungerecht, ward als ungerecht erkannt und aus reumüthiger Andacht blickt die Nation zu ihren Geschäftsführern auf? Solche Behauptung wäre eine ruchlos fromme Lüge. Die Vertreter des deutschen Volkes sind wie naseweise Bengel behandelt worden, denen man das Dreinreden mit allen erreichbaren Mitteln zu verleiden trachtet. Als ihnen die franko-deutschen Verträge vorgelegt wurden, ließ der Kanzler ihnen nicht einmal die zu flüchtiger Prüfung nöthige Zeit. (Wer nicht wenigstens die vier Gelbbücher über die Affaires du Maroc, die Geschichte des anglo-scherifischen Verkehrs und der Kongostaatenbildung durchaus studirt hat, dürfte über den Gegenstand gar nicht mitsprechen.) Was ihnen in der Kommission gezeigt wurde, war unvollständig oder künstlich gefärbt. Und als sie das Urtheil letzter Instanz zu fällen hatten, waren ihre Koffer gepackt und ihre Wünsche eilten in die Wahlkreise, zu deren Durchpflügung vor der Feststille nur ein paar Tage blieben. Ward irgendwo je die Beantwortung einer für die Volkszukunft ungeheuer wichtigen Frage mit so bewußter Absicht erschwert? Am ersten

Morgen mußte der Reichstag Alles erfahren, was ihm, ohne Gefährdung deutscher Interessen, gesagt werden konnte; und nicht in seiner letzten Dämmerung durfte er zum Endspruch berufen werden. Wer mag denn noch ernstlich arbeiten, wer auch nur ausführlich reden, wenn er weiß, daß er morgen nicht mehr Abgeordneter ist und Alles, was Hirn, Lunge und Zunge zu leisten vermag, aufbieten muß, um sich wieder in die Glorie des M. d. R. zu heben? Trotzdem hat kein Führer einer großen Fraktion am fünften Dezember gesagt, seit dem neunten November seien ihm Thatsachen bekannt geworden, unter deren Wucht sich die Meinung gewandelt habe; nicht ein einziger. Manches Trugbild ist „zerflossen", mit mancher Fabel „aufgeräumt" worden; die aber waren nicht von den Gegnern der Firma Bethmann & Kiderlen gemalt und ersonnen, sondern unter staubigen Amtsdächern entstanden. Und keine Mittheilung des Kanzlers hat „im nationalen Sinn einigend gewirkt".

Welche denn? „Wir wollten und mußten mit Frankreich allein verhandeln." Nicht einen Tag lang hat Herr von Bethmann mit Frankreich allein verhandelt. Immer haben die Botschafter Francis Bertie und Paul Cambon mitgewirkt; der Kanzler sagt selbst: „Frankreich stand (Sir Edward Grey hat Das mitgetheilt) während des ganzen Verlaufes der Verhandlungen in intimem Meinungaustausch mit England und erbat bei allen Fragen, die englische Interessen berühren konnten, Englands Rath." Am siebenundzwanzigsten Juli ließ die berliner Regirung den Staatssekretär Grey, „dessen große Loyalität sich so oft bewährt hat", durch den Botschafter um „eine öffentliche Erklärung" bitten, „daß England einen erfolgreichen Abschluß der deutsch-französischen Unterredungen gern sehen würde"; dadurch (stand in dem aide-mémoire) könne Frankreich beruhigt und eine rasche Verständigung ermöglicht werden. Eine fast demüthige Bitte um britische Vermittlung; fünf Tage nach der unverschämten Rede des Schatzkanzlers Lloyd George. Welchen Werth hat danach die Behauptung, Deutschland habe mit Frankreich „allein" verhandelt? „Wir mußten auf die Oeffentliche Meinung Frankreichs Rücksicht nehmen." Das sagt ein Kanzler des Deutschen Reiches. Und ist noch im Amt. Die Oeffentliche Meinung des Landes, das ihn bezahlt, dessen Geschäfte er (leider) führen darf, verkümmert ihm keine Viertelstunde; nur auf die Frankreichs

muß er „Rücksicht nehmen“. Vielleicht hat schon ein Nachfolger Bismarcks so gedacht; keiner war so entschüchtert, daß er Solches auszusprechen wagte. Ein Brite, Franzose, Russe, Japaner oder Türke, ein Serbe sogar könnte nie wieder vor das Parlament hintreten, dem er diesen Satz zugemuthet hätte. Der Deutsche, der ihn über die Lippe ließ, wird nicht vom Geheul zorniger Scham ins Dunkel gescheucht; kann sich vier Tage danach mit der Behauptung brüsten, seine Rede habe „im nationalen Sinn einigend gewirkt“. Er schickt ein Kriegsschiff nach Agadir: und läßt sein Handeln dann „insbesondere von der Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Frankreichs“ bestimmen. Er will, um jeden Preis, mit Frankreich allein verhandeln: und erfleht, fünf Tage nach einer vorbedachten, weithin widerhallenden britischen Insolenz, Englands Beistand. „Ueber den Abschluß der Verhandlungen hat uns England amtlich seine Befriedigung ausgesprochen.“ (Natürlich: den Abschluß auf dieser Basis hatte es stets gewünscht; hätte es schon im Mai den Parisern empfohlen.) „Und trotz Alledem hat sich ein Zustand entwickelt, der englischen Augen einen Krieg gegen uns nahrückte.“ (Weil englische Ohren nicht glauben mochten, daß Deutschland eines heißen Eierkuchens wegen solchen Lärm mache. Weil die Leute der Wilhelmstraße auf eine höfliche Frage drei Wochen lang keine Antwort gegeben und dadurch die Annahme erzwungen hatten, ein ungemein großes Planen solle verschleiert bleiben.) „Wenn sich alle Lager so heiß laufen, muß die Maschine irgendeinen Defekt haben.“ An seinen Bildern sollt Ihr ihn erkennen. Die ähneln denen der winzigsten Schreiber. „Der Starke braucht sein Schwert nicht im Mund zu führen.“ Ein gräulich dürrer und krummer Gedankensplitter. Ist das stählerne Kriegswerkzeug gemeint: wie sieht das Maul aus, zwischen dessen Zähnen auch nur eines Knaben Säbel Platz fände? War das Wort metaphorisch angewandt: wie siehts in dem Kopf aus, der dem Starken das Schwert der Rede versagt? Von solchen Katachresen wimmelts in den Reden des huckebeinernen Kanzlers. Eine Gesammtheit, deren einzelne Theile gemeinsamem Zweck dienende Arbeit leisten, nennt der Techniker eine Maschine. Dient die Arbeit der Auswärtigen Aemter in London und Berlin dem selben Zweck? Nein. Dennoch spricht Herr von Bethmann von einer Maschine, deren Lager „sich“ heiß laufen und deren londoner Theile den in Berlin bedienten

die Arbeit erleichtern müßten. „Von Bismarcks Bildern, Tropen, Metaphern wird zu viel geredet. Hohenfinow liefert mindestens eben so gute Sorten wie Varzin". Noch herrlicher sind aber die ins Historisch-Politische langenden Sätze. Aus drei Reden drei Proben. Neunter November: „Die Voraussetzung der Algesirasakte war ein selbständiger, das Land thatsächlich beherrschender Sultan, im Stande, die vorgesehenen Reformen durchzuführen." Hat dieser unwahrscheinlichste aller Kanzler die Akte jemals gelesen? Ihre Voraussetzung war ein unselbständiger, machtloser Sultan, der unter Vormundschaft gestellt und zur Durchführung der Reformen (Polizei, Finanz, öffentliche Arbeiten, Zoll, Steuer, Contrebande) gezwungen werden konnte. Zehnter November: „Wie können Sie behaupten, der Zug der Italiener nach Tripolis sei eine Folge von Agadir!" Wie können Sie, Herr von Bethmann, es auch nur eine Sekunde lang leugnen? Der franko-italische Vertrag (Delcassé-Prinetti) bestimmt, daß Frankreich in Marokko nicht von den Italienern, Italien auf dem Balkan, in Tripolis und der Kyrenaika nicht von den Franzosen gestört werden solle. Als die berliner der pariser Regirung die Möglichkeit bot, Marokko als eine Provinz der Republik einzugliedern, mußte Italien flink die Annexion Tripolitaniens vorbereiten: sonst wäre es auch um dieses Land, wie einst um Tunesien, gekommen; wäre die türkische Küstengarnison verstärkt und der Panislamismus als Helfer herangeholt worden. Ob die Franzosen nach Udjida oder nach Fez marschirten, konnte den Italienern gleich gelten; daß Deutschland dem Nachbar die Herrschaft über Marokko antrug, trieb sie zur Mobilmachung. Fünfter Dezember: „Der englische Minister des Auswärtigen hat gesagt, die Entsendung des ‚Panther' nach Agadir habe Besorgnisse erregt; der Zug der Franzosen nach Fez und das Vorgehen Spaniens scheint in England keinerlei Besorgnisse für die marokkanischen Interessen hervorgerufen zu haben." Man glaubt, einen Weltfremdling zu hören, der den Nostradamus besser kennt als das Buch neuer Staatengeschichte. Am achten April 1904 hat England der Französischen Republik, als den Preis für ihren Eintritt in Eduards antideutschen Concern, Marokko überlassen, ihr, in Geheimartikeln, auch schon die Rechte der Schutz- und Verwaltungmacht zugesagt: soll es, sieben Jahre danach, „besorgt" sein, weil Frankreich seinen Rechtsan-

spruch zu verwerthen beginnt? Oder unruhig werden, weil die spanische Filiale die Auszahlung der Hypothekensumme verlangt? Britanien lebt mit Deutschland in Hader, mit Frankreich in Freundschaft, mit Spanien im Verhältniß des Vormundes zum Mündel. Britanien hat drei Viertel von Marokko den Franzosen, ein Viertel den Spaniern zugedacht. Kann ein deutscher Kanzler darüber staunen, daß der deutsche Panthersprung, nicht der Vormarsch französischer und spanischer Truppen, in London die Stirnen umwölkt? Wir haben auf jeden Einfluß in die russische Zone des Perserreiches verzichtet; wenn dort plötzlich Japaner auftauchten und der Deutsche Botschafter in Tokio Aufklärung erbäte: dürfte Grey dann ironisch fragen, weshalb man in Berlin zwar durch die japanische, doch nicht durch die russische Ingerenz sich beunruhigt fühle? Herr von Bethmann aber bescheinigt sich mit leuchtendem Auge, daß seine Sammlung sinnlos verhallender Wortschälle „im nationalen Sinn einigend gewirkt habe.“ Si tacuisset!

Da die Annahme, daß er wider besseres Wissen Falsches aussage, verboten ist, bleibt nur die andere: daß er die Gegenstände, die er öffentlich, auf dem Platz des höchsten Reichsbeamten, beredet, nur aus hastiger Oberflächenbetrachtung kennt. Diese traurige Rednerei wäre unmöglich, wenn im Reichstag ein Sachkundiger säße. Das Geprahl, sie habe Alldeutschland, habe auch nur ein Halbdutzend wacher Jünglinge überzeugt, fordert die grausamste Rüge heraus. Die zur letzten Freifahrt Erster Klasse fertigen Abgeordneten waren sanft; die klügeren lächelten über den Harmlosen, der, nach ruhmlos verlorener Schlacht, sich in Feldherrnpose strafft und in der Mannesbrust den Muth seine Spannkraft üben läßt. „Meintet Ihr etwa, ich habe den Sieg erstrebt? Fiel mir nicht ein. Was erreicht werden sollte, ward erreicht. Hat der Feind nun nicht das Fürchten gelernt, dann soll er mich kennen lernen.“ Noch auf der Retirade jeder Zoll ein Held. Und noch im Koller ein Oberlehrer, der fuchswild ist, weil ein Kollege ausgeplaudert hat, was im Konferenzzimmer neulich geschah. Dieser Grey zwingt Einen, zu entschleiern, was („insbesondere aus Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Frankreichs“) niemals dem Licht ausgesetzt werden sollte. „Verhandlung nur zwischen uns und Frankreich, nicht unter Zuziehung Dritter. Durch nichts, durch keinen Einfluß von außen oder von innen haben wir uns von die-

sem Programm auch nur um einen Schritt abdrängen lassen. In der Bankettrede des englischen Ministers Lloyd George wurde Deutschland nicht erwähnt. Eine Bedeutung gewann sie dadurch, daß die gesammte französische Presse und ein großer Theil der englischen sie in einer chauvinistischen, gegen Deutschland gehässigen Weise interpretirte und daß dieser Interpretation von englischer Seite in keiner Weise entgegengetreten wurde. Ich habe mich veranlaßt gesehen, diese Dinge durch den Kaiserlichen Botschafter in London zur Sprache bringen zu lassen. Die englische Regirung hat danach keinerlei Wunsch mehr zu erkennen gegeben, sich an unseren Verhandlungen mit Frankreich zu betheiligen. Daß die Rede dazu benutzt worden ist, gegen die deutsche Regirung den Vorwurf einer unsicheren und schwächlichen Politik zu begründen, muß ich bestimmt zurückweisen. Thatsächlich ist unser Programm einer verständigen Auseinandersetzung mit Frankreich ohne Einmischung Dritter durchgeführt worden". Nicht einer dieser stolzen Sätze vom neunten November ist nach Greys Rede haltbar geblieben. Vor fünf Wochen hieß es: „Unsere Verhandlungen mit Frankreich sind ohne Unterbrechung auf beiden Seiten von dem Bestreben getragen gewesen, zu einem für beide Theile annehmbaren Geschäftsabschluß zu kommen. In keinem Stadium der Angelegenheit ist von irgendeiner Seite eine Sprache geführt oder ein Ansinnen gestellt worden, das mit der Ehre des einen oder des anderen Theiles unverträglich gewesen wäre". Vom Juli bis in den November also heller Himmel, unter dem in nüchterner Seelenruhe ein annehmbarer Geschäftsabschluß erstrebt wird. Nach der Debatte im Unterhaus muß der Herr Kanzler seinen Wetterbericht gänzlich revidiren. „Wir sind durch eine schwere und ernste, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen. Das hat das Volk richtig gefühlt." Der fürs Reichsgeschäft allein verantwortliche Beamte aber bestritten. Dieser Sir Edward bringt Einen in die unbequemsten Lagen. Im höflichsten Ton sagt er, die amtliche berliner Darstellung sei unvollständig, in Wesentlichem unrichtig, die Verletzung internationaler Schweigepflicht mit guter Diplomatensitte unvereinbar gewesen; und sein Scherzwort über den „politischen Alkoholismus" weckt ringsum leise Heiterkeit. Der altadelige Whig, der den Lords härter an den Leib wollte als der bürgerliche Schatzkanzler (und in der Peerskammer drum

manchen Feind hat), ist Theobaldo Magno fast so lästig geworden wie der konservative Herr von Lindequist. Beiden sollte deshalb alles Erlängliche ans Zeug geflickt werden. Wider allen Brauch sprach Herr von Bethmann im Reichstag über britische Kriegsvorbereitungen, die amtlich geleugnet, nur von einem verärgerten Offizier bezeugt worden waren. Schlechte Manier. Wo zu gewinnen war, wurde nichts gewagt. Wo einstweilen kein Ofen zu heizen ist, wird mit glimmenden Kienspähnen gespielt.

Nicht eine von ernsthaften Tadlern des Agadirspektakels und seines Jammerendes angeführte Thatsache ist als unwahr, als in den Nachtbereich der Fabeln und Trugbilder gehörig erwiesen worden. Das Volk mit Märchen abzuspeisen, das Bild empörender Wahrheit seinem forschenden Blick zu verhüllen: dieses schädlichen Versuches sind die eifernden Lober der Sozien schuldig, die mit einem Getös, als gelte der Kampf einer Krone, im Sonnenlicht auszogen und abends eine lahme, räudige Mähre heimtrieben. (Wie dunkles Verhängniß wirkts, daß Jeder, der diesen grauen Häuptern ein Kränzlein winden will, auf der Lorbersuche sich in Sumpf oder Dickicht verläuft. Selbst den Generalfeldmarschall Colmar von der Goltz, der ein weitsichtiger Truppenführer, doch ein kurzsichtiger Politiker ist, hat dieses Schicksal ereilt. Zu den Lesern des „Lokalanzeigers“ hat er durch den Mund eines Mediums, zu denen der „Woche“ persönlich gesprochen. „Weil wir Marokko dem vorwiegenden Einfluß des benachbarten Frankreich überlassen haben, sollen wir das in den letzten drei Jahrzehnten mühevoll aufgebaute gute Verhältniß zum Osmanischen Reich selbst zerstört haben. Woher soll die Verpflichtung Deutschlands kommen, der Türkei halber für die Unabhängigkeit Marokkos einzutreten, für die Diese selbst sich mit Fug und Recht nie bemüht hat? Was würde wohl Fürst Bismarck zu einer solchen Schlußfolgerung gesagt haben?“ Das läßt sich errathen. „Ihre Fragestellung, Herr Marschall, ist falsch. Nicht der Türkei halber waren wir verpflichtet, für die Unabhängigkeit Marokkos einzutreten, sondern, weil der Kaiser sich dafür mit seinem Ansehen eingesetzt hatte. Die Reden an Saladins Grab und in Tanger: Das verpflichtet. Wir haben den Türken viel versprochen, aber nie, weder am Sinai noch auf dem Balkan, geholfen. Mit unserer Zustimmung hat Oesterreich ihnen zwei Provinzen genommen, ist Rußland in die Verschalung Persiens eingedrungen; unsere Konsulats-

flagge schützt die Italiener, deren Heimathregirung der Türkei den letzten afrikanischen Besitz nimmt; und wir bieten den Franzosen Marokko auf dem Präsentirteller an. Meinen Sie, daß danach auch nur der Schein musulmanischer Herrschaft über Egypten und Tripolitanien zu wahren sein wird? Der Islam sieht, daß wir Versprochenes nicht halten können, auch, sobald uns ein Trinkgeld in die Hand gesteckt wird, nicht halten wollen; erinnert sich der kaiserlichen Bürgschaft für die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos, des Aufrufes an die dreihundert Millionen Mohammedaner, in dem Deutschen Kaiser ihren Freund zu erblicken; vergleicht Wort und That und findet, daß unsere Leute gegen die triple entente nie was Brauchbares ausrichten. Diese Wahrnehmung muß unser ‚gutes Verhältniß' zum Osmanischen Reich zerstören. Merkwürdig, daß Sie es bestreiten. Ich hätte nie solche Türkenpolitik gemacht noch gar mich auf eine islamische Demokratie zu stützen versucht. Die muß eines Tages ja doch nach Westen tendiren. Der würde ich jetzt in aller Stille Oesterreich und Rußland auf den Hals hetzen, die sich über die Meerengenöffnung und über die Wege nach Saloniki und Bender Abbas verständigen und so einen festen Dreikaiserbund vorbereiten könnten. Auf den gefährlichen Versuch, England, mit seinen hundert Millionen Musulmanen, im Reich des Khalifen zu überbieten, hätte ich mich nicht für alle Schätze Bagdads und alle Tracen Anatoliens eingelassen; wohin er führt, zeigt sich ja jetzt: schneller als der Flottenwettlauf in antideutsche Koalitionen. Wäre ich durch kaiserliche Impulse aber in diesen kalten Engpaß gerathen, dann hätte ich mich mit beiden Füßen auf das Versprechen des Herrn gestellt und mich gehütet, den Türken, auf die ich in solchem Drang angewiesen wäre, den Glauben beizubringen, daß wir gegen dürftigen Entgelt Musulmanenländer sammt der hypothekarisch eingetragenen Bürgschaft des Kaisers verschachern. Die Frage, ob der Novemberhandel uns im Islam schadet, müßte ein halbwegs gelüfteter Tertianer bejahen.") Uns ward, den Kritikern der beschämenden Posse, die Arbeit nicht leicht. Und harte Pflicht band den Blutstrom.

„Wir sind durch eine ernste und schwere, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen." Um an das gestern erreichte Ziel zu gelangen? Dahin führten breite, helle, bequeme Wege. Die Abtretung von Sumpfzipfeln und Wüstenzacken wollte, drei Wochen vor Agadir, Herr Jules Cambon in Paris empfehlen, wenn als

Zahlungausgleich der unzweideutige Verzicht auf Marokko gesichert wurde. Grey, Nicolson, Bertie hätten gern zu diesem Abkommen gerathen; mit so geringem Kostenaufwand gern ihren guten Willen erwiesen und das Deutsche Reich für eine lange Weile abgefunden. Das sieht heute, wer nicht blind sein will. Unwahr ist die Behauptung, ohne den Panthersprung wären die Franzosen nicht für das Tauschgeschäft zu haben gewesen. Unwahr die Angabe, durch die „deutschen Vorstellungen“ (die Grey mit eisiger Ironie abwehrte) sei Englands Abstinenz erzwungen worden. Britanien sollte drei Wochen geschwiegen, nicht eine Frage gestellt, die Rede des Schatzkanzlers erst durch Preßdeutung einen uns unfreundlichen Sinn erhalten haben. Alles unwahr. Auch die Hintertreppengeschichte von dem Bruch des Amtsgeheimnisses, durch den Lindequists Abgang bedingt worden sei. Unwahr die Betheuerung, über das Erlangte sei der Wunsch nie hinausgegangen. Gab es je denn einen bis ans Ende durchdachten Plan? Unwahrscheinlich; sonst wäre ein Sachverständiger in das einzutauschende Land geschickt worden. Wer eine verwohnte Laube, einen vertragenen Rock austauschen will, läßt die Ersatzstücke vor der Entscheidung prüfen. Das Deutsche Reich übernimmt ungeheure Landflächen, die kein zum Zeugniß Berufener je gesehen hat, über deren Werth oder Unwerth kein Gutachten eingefordert worden ist, die der deutsche Unterhändler auf der vom Französischen Botschafter gelieferten Karte kennen lernte. Das ist ohne Beispiel in der Geschichte moderner Staaten. Des Reichstages erste Frage mußte sein: „Wer hat das Aequatorialland gesehen, wer diese neuen Siedlungstrecken durchforscht?“ Wahrhaftigkeit hätte dann zu der Antwort genöthigt: „Keiner von uns; kein uns Unterstellter. Wir bekommen, was England uns als Tropenzuwachs gönnt; ein Gebiet, dessen Entwickelungmöglichkeit den Staatssekretär im Reichskolonialamt so gering dünkte, daß er sein Amt, die ihm liebste Arbeit, Macht und Gunst hinwarf, um der Pflicht zu leisester Empfehlung dieser Bezirke zu entgehen.“ Dafür der Marsch durch die ernste, schwere, bedrohliche Zeit; Ansehenseinbuße und Milliardenverlust; darum die schroffe Abkehr der neutralen Staaten, die Häufung der Feindschaft, die Lockerung des letzten Bundes. Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Marschall, Richthofen, Schoen: neben unseren Unmöglichen scheinen sie fast schon Giganten. Wie lange währt deutsche Geduld?

Großdeutschland.

Providentielle Menschen sind für ihre Bestimmung ausgerüstet. Bei Thatmenschen gehört zur Ausrüstung, daß sie weder räumlich noch zeitlich über den Bereich ihrer Aufgabe hinausreflektiren. Bismarcks Aufgabe war, den Schwerpunkt Europas in das Land zurückzuverlegen, dem die geographische Lage, die Zahl und Volkskraft seiner Bewohner ihn zuweisen. Für diesen Zweck mußte er diese Volkskraft zur Aktion fähig machen, was nach der damaligen Lage der Dinge nur dadurch geschehen konnte, daß er das zweite Haupt des Staatsleibes amputirte und einen großen Fetzen Fleisch daran ließ. Er durfte nicht sehen, daß die Natur diesen Fetzen wieder anheilen würde, so nah ihm diese Voraussicht lag. Denn er fand unnatürlich, „daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von den kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unerkennbar," trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will". Ganz so fühlen die Deutschen von beiden Seiten der Grenze, die sich allsonntäglich auf den Höhen und in den Thälern des schlesisch-böhmischen Gebirges mit einander vergnügen; ähnlich auch die täglichen Passanten der Innbrücke, die den bayerischen Flecken Simbach mit dem österreichischen Braunau verbindet. Wenn wir auf ein Land verzichteten, das uns, wie ein Blick auf die Karte zeigt, zur ästhetischen, wirthschaftlichen und militärischen Abrundung unseres Staatswesens unentbehrlich ist, das uns die Adria, das Mittelmeer erschließt und in dem zehn Millionen unseres Stammes wohnen, so würden wir gar nicht den Namen einer Nation verdienen. Nicht einmal auf die Wiederangliederung der Balten ans Reich dürfen wir verzichten. Ihre Zahl ist klein; was sie geleistet haben, ist gewaltig. Sie sind es, die im Verein mit einer rein deutschen Dynastie dem halbasiatischen Barbarenvolk aus einer pfiffigen Diplomatie, geschickten Finanzverwaltung und aus europäisch geschultem Militär die Großmachtstützen gezimmert haben; wie könnten wir es auf die Dauer ertragen, daß diese Kraft einem Feind, nicht dem Vaterland dient? Bismarck sah in dem Unnatürlichen einen Beweis für „die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen". Wirklich ist ja die Mannentreue ein Haupthinderniß der nationalen Einigung der Deutschen gewesen. Doch das im neunzehnten Jahrhundert erwachte und mächtig gewordene Nationalbewußtsein hat diese Individualtugend,

die gewöhnlich (nicht immer) ein politisches Laster ist, geschwächt; was der heutige Deutschösterreicher für die ehrwürdige Person des Kaisers Franz Joseph empfindet, ist nicht Liebe zum Hause Habsburg.

Bismarck mußte die im neuen Reich vereinten Deutschen für eine saturirte Nation halten und meinen, was da drunten auf dem Balkan geschieht, sei die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht werth; er durfte nicht sehen, daß der Rock, den er dem Volkskörper zuschnitt, zu eng ausfiel und von dem stetig wachsenden gesprengt werden würde. Der heute in allen Gassen und Blättern ertönende Ruf nach Expansion beweist, daß der Irrthum endlich erkannt worden ist. Die staunenswerthen Leistungen der deutschen Industrie, der deutschen Landwirthschaft in Ehren; aber in der Versorgung des deutschen Volkes mit Brot und Arbeit sind Beide an den Grenzen ihrer Leistungfähigkeit angelangt. Daß der Schein, als ob der heutige Reichsboden genüge, eben nur Schein ist, habe ich oft, auch an dieser Stelle, gezeigt. Die Das nicht glauben wollen, berufen sich manchmal auf die Abnahme der Auswanderung. Deren Hauptursache ist aber nicht das Genügen, das der Deutsche daheim fände, sondern der Zustand Nordamerikas. Die Deutschen, die einige Jahrzehnte lang in Massen dahin übergesiedelt sind, waren Bauern. Die aber finden in Folge einer elenden Staatsverwaltung in dem immer noch dünn bevölkerten Lande da drüben keinen wohlfeilen Boden und keine günstigen landwirthschaftlichen Verhältnisse mehr. Uebrigens schwärmen alljährlich Tausende von Deutschen, die in keiner Auswandererstatistik erscheinen, über die Grenzen; Hasbach hat in der „Zukunft" an die deutschen Landstreicher erinnert, die den Süden Europas, die Levante und Egypten unsicher machen, und an die Straßenmusikanten, die lohndrückenden Kellner, die in London ein kümmerliches Brot suchen.

Von den Alldeutschen trennt mich, daß sie sich mit Deutschösterreich begnügen wollen und, weil sie Rußland für unantastbar halten oder gar als unseren großen Freund verehren, im Uebrigen Deutschlands Zukunft auf dem Wasser suchen, wo es höchstens das nichts weniger als beneidenswerthe Schicksal Englands finden könnte. Allerneuste Staatsweisheit hat dem östlichen großen Freunde auch noch den Großtürken sammt seinen mohammedanischen Vasallen zugesellt, die wir für unentbehrliche Bundesgenossen halten sollen. Herr Dr. Paul Rohrbach will, daß wir bei der Bagdadbahn um Gottes willen nicht an Kolonisation denken, vielmehr die Türkei stärken, damit sie den Engländern in Egypten zu schaffen mache und uns so vor einem Kriege mit England bewahre, in dem es sich für uns um Sein oder Nichtsein handeln würde. Der viel-

gereiste und in der Kolonialwirthschaft praktisch erfahrene Mann kennt die Euphratländer und Anatolien wie seine Westentasche, während ich aus eigener Anschauung gar nichts davon kenne; es wäre demnach lächerliche Anmaßung, wollte ich in Beziehung auf die Besiedlungmöglichkeit dieser Länder eine von der seinen abweichende Ansicht äußern. Aber die politische Begründung seines Rathes wäre mir völlig unbegreiflich, wenn ich sie für ernst gemeint hielte; ich glaube, sie ist nur ein diplomatischer Kniff. Daß es sich in einem deutsch-englischen Krieg um Sein oder Nichtsein handeln würde, ist schon möglich, aber nicht für uns, sondern für die Engländer. Deren prekäre Lage, aus der sich ihre Nervosität erklärt, wird täglich klarer; und Professor Dove kommt der Wahrheit näher als Rohrbach, da er schreibt: „Es hätte gar nicht erst der liverpooler Ereignisse bedurft, um zu zeigen, daß Großbritanien eigentlich überhaupt keinen Krieg mehr führen kann, ohne beim geringsten Mißerfolg seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen.“ Ist es nicht einfach närrisch, wenn Jeder ganz natürlich findet, daß sich England so mit Sachtem in die Euphratländer, in Persien, in Arabien hineinfrißt, während es dem Deutschen, der so viel näher wohnt, als halber Hochverrath angerechnet wird, wenn er an so Etwas denkt, einerlei, ob die Ausführung des Gedankens praktischen Gewinn verspricht oder nicht? Doch die diplomatischen Scheuklappen beginnen, sich zu lockern. In der wiener Reichspost, dem Hauptorgan der Christlichsozialen, sagte neulich ein Abgeordneter: „Ich bedaure nur das Eine, daß vor achtundzwanzig Jahren Niemandem eingefallen ist, gegen Englands Machtgelüste kräftige Worte zu sprechen. Denn damals, nach dem mit englischem Geld künstlich erzeugten Aufstande des Arabi Pascha, hat bekanntlich England auf egyptischem Boden zum ersten Male Truppen gelandet, ohne danach zu fragen, ob nicht der eine oder der andere der Anrainer vielleicht berufener wäre, im alten Pharaonenreich die Ordnung wiederherzustellen. Damals hat man wohl Italien mit der Anwartschaft auf Tripolis vertröstet, weil England von dieser Seite Einspruch fürchtete; aber wo blieb Oesterreich?“ Oesterreich: Das heißt: die Deutschen Oesterreichs, denn weder der „ritterliche Magyar“ noch Bruder Meiniges ist in der Lage, in mohammedanischen Ländern Ordnung zu stiften und ihnen europäische Kultur zu bringen; die Deutschen Oesterreichs aber werden über Kurz oder Lang ein Bestandtheil Gesammtdeutschlands sein. Einen weiteren Fortschritt der immanenten Vernunft der Dinge bedeutet das tripolitanische Unternehmen der Italiener. Ich begrüße diesen Krieg mit Freuden, weil er den Glauben an das neue Märchen von der

Lebenskraft der Türkei erschüttert und die bedauernswerthen Diplomaten zwingt, wieder einmal an die Liquidation der türkischen Konkursmasse zu denken. Daß jedes Volk einen seiner Zahl und Kraft angemessenen Bodenraum erstreben muß, ist so natürlich und das stetig steigende Mißverhältniß unserer Kopfzahl und Volkskraft zum Reichsboden ist so schreiend, daß kein Mensch in der ganzen Welt den Betheuerungen unserer Friedensliebe und der Ausrede, wir wollten nur kommerzielle Expansion, Glauben schenkt. Kein Russe, kein Engländer, kein Franzose hält uns für so dumm oder indolent, daß wir auf die Befriedigung des dringendsten aller nationalen Bedürfnisse zu verzichten vermöchten. Zwei Gegner des Deutschen Reiches würden sich beruhigen, wenn wir durch unzweideutige Handlungen bewiesen, daß sich unser Drang nach Expansion nicht gegen sie richtet.

Nun hat Richard Tannenberg in dem Buch „Großdeutschland die Arbeit des zwanzigsten Jahrhunderts" (in Leipzig, bei Bruno Volger) meine Phantasien als durchführbare Zukunftpläne besser begründet, als ich in dem Büchlein „Die Zukunft des deutschen Volkes" vermochte. Er verfügt über reichere geo- und demographische Kenntnisse und vermag die wirthschaftlichen Mittel, die finanziellen und militärischen Zustände der europäischen Staaten, das Mißverhältniß zwischen Volkskraft und Gebiet bei der heutigen Vertheilung genau darzustellen und mit reichlichem statistischem Material, mit Zeichnungen und Karten zu illustriren. Zwar versorgt auch er uns mit einem stattlichen Besitz an überseeischen Kolonien; aber da er das Hauptgewicht nicht auf sie, sondern auf die Vorschiebung der Reichsgrenzen nach Süden und Osten legt, habe ich gegen diese Zugabe nichts einzuwenden. Er läßt die Neuordnung aus einem Kriege gegen Rußland und Frankreich hervorgehen. Ich hatte gemeint, ein Quentchen Vernunft würde genügen, Deutschland, England und Frankreich zu einer Theilung der alten Welt zu einigen, bei welcher den Deutschen im Osten und Südosten Europas und in Westasien freie Hand gelassen, den Engländern und den Franzosen der ungestörte Besitz des Uebrigen gesichert würde, so daß höchstens vielleicht ein Entscheidungskampf mit dem barbarischen Rußland nothwendig, ein Krieg zwischen zwei oder drei Kulturmächten dagegen, den ja schon die heutige Interessenverflechtung bis zur Unmöglichkeit erschwert, auf jeden Fall vermieden würde; doch ist immerhin möglich, daß die Engländer oder die Franzosen oder Beide dieses Quentchen Vernunft nicht aufbringen. Hübsch finde ich von Tannenberg, daß er bei der Neuvertheilung die Habsburger ganz anständig versorgt; denn Dank-

barkeit gehört zwar nicht in ein Wörterbuch für Politiker, aber ich (und wohl auch mancher Andere) kann den Habsburgern nicht vergessen, daß sie zwei Jahrhunderte lang, sie allein, die Türkengefahr von Deutschland abgewehrt haben.

Alle Zeitungen spotten heut über unsere Diplomaten und klagen, daß wir keine Staatsmänner mehr haben. Ja, wo sollen Die herkommen? Staatsmänner fallen nicht vom Himmel, sondern gehen aus den Volksströmungen hervor, die sich in ihnen ihr Organ schaffen. Wir haben heute keine auf ein klar erkanntes großes Ziel gerichtete starke Strömung: daher unsere politische Misere; dieser Gedanke hat mir vor siebenzehn Jahren das Schriftchen „Neue Ziele, neue Wege" eingegeben. Großdeutschland in der klar umrissenen Gestalt, die ihm Tannenberg giebt (absichtlich zeichne ich sie hier nicht nach), ist ein Ziel, das allgemeine Begeisterung zu wecken vermag; darum wünsche ich seinem Buch zwei Millionen Leser, obwohl ich durchaus nicht mit allen seinen Ansichten und Wünschen einverstanden bin. So, zum Beispiel, nicht mit seiner Forderung, die im Reich wohnenden Slaven müßten germanisirt und dürften, so lange sie es nicht sind, zum Vollbürgerrecht nicht zugelassen werden. Ich denke über die Aussichten der Germanisirung nicht so optimistisch und halte die darauf verwendete Arbeit nicht nur für Energievergeudung, sondern auch für einen Angriff auf die Grundlage unserer Volkswirthschaft. Ein verschrobener Geschmack, genährt durch falsche Bildungideale und parteipolitische Interessen, erfüllt unsere unteren Volksschichten mit Groll gegen körperliche Arbeit und gegen Abhängigkeitverhältnisse. Das ist eine Hauptursache der Landflucht und bedroht uns mit dem Schicksal Englands, das kein Ansiedlermaterial für seine weiten Kolonialgebiete mehr besitzt. Da kommt es vor, daß selbst Bauernsöhne lieber in der Schreibstube hocken, lieber eine Unterbeamten- oder Pferdebahnschaffneruniform, ja, eine Bedientenlivree anziehen, als den väterlichen Acker mit ihren eigenen Ochsen pflügen. So lange sich dieser Geschmack nicht ändert (und rasch vollzieht sich eine solche Aenderung nicht), können wir slavische Arbeiter, die in jedem Sinn Slaven geblieben sind, nicht entbehren. Leider werden auch sie schon von der Sozialdemokratie verdorben. Die Germanisirungtendenz Tannenbergs hängt mit seinem falschen Germanenideal zusammen. „Hätte in der Zeit der Völkerwanderungen ein Held des Geistes und der Kraft die gewaltige, ungezählte, unendliche Masse des germanischen Volkes zusammengefaßt, so gäbe es weder Romanen noch Slaven; Europa wäre deutsch." Nein, es wäre von germanischen Schlagododros bewohnt, die keine Deut-

schen im heutigen Sinn des Wortes, nicht Träger der höchsten, feinsten und vollständigsten Kultur sein würden. Zu dieser Kultur gehören die englische, die französische, die italienische, die spanische Volksart, Literatur und Sprache, die der gebildete Deutsche in sich aufgenommen und zu einem Bestandtheil seines eigenen Geisteslebens assimilirt hat. Das ists, was ihn so reich macht, über alle Nationen der Gegenwart und der Vergangenheit erhebt. Auch sind die Vorzüge der deutschen Volksart nur darum Vorzüge, weil ihnen die Gebrechen der anderen Nationen gegenüberstehen; jede Individualität wird nur an ihrem Widerspiel als Individualität erkannt und ihr Werth kann nur an ihren Konkurrenten gemessen werden. Dieser Irrthum Tannenbergs ist dem von Wilhelm Ostwald verwandt, der das Erlernen fremder Sprachen, das in Wirklichkeit Bereicherung und geistiges Wachsthum bedeutet, für bedauerliche Energieverschwendung hält und die Kulturwelt am Liebsten auf Esperanto beschränken möchte.

Neisse. Karl Jentsch.

Psychologie des Kunstsammelns.

Psychologie des Kunstsammelns. Verlag von Richard Karl Schmidt & Co. in Berlin.

Niemals ist der Trieb zum Kunstsammeln stärker gewesen als in unseren Tagen. Mit der raschen Entwickelung der Technik, dem fast riesenhaften Emporschießen der geschäftlichen Großunternehmungen, die über Länder und Meere reichen, mit der immer weiter um sich greifenden Spekulation der amerikanischen Millionäre und Multimillionäre wachsen die Begierden, die Wünsche, die Ansprüche. Die Zinsen und Zinseszinsen, die nicht die Technik, nicht der Welthandel aufzehrt, können nicht brach liegen. Neue Forschunginstitute werden gegründet, neue Forschungsgebiete erschlossen, neue Kunstsammlungen angelegt. Die äußeren Werthe des Geldes ringen um die inneren der Kunst. Man sammelt. Sammelt mit einem Riesenaufwand an Mitteln, der im Moment verblüfft, schafft „Preise", die oft enorm und phantastisch sind, und erobert so, da die Geldkräfte nicht versiechen, Kunstwerthe, die sonst unbezahlbar scheinen. Das aber ist scharf auseinanderzuhalten: jegliche Kunstgattung hat in jeglicher Variation ihren sogenannten „Marktwerth", Preise, die sich im Verlauf der Jahrzehnte aus den Angeboten bei den öffentlichen Verkäufen gebildet haben und die dann später gleichsam als Unterlage dienen. Aber unter den Gruppen fast jeglicher Kunstgattung sind Dinge von so erlesener Qualität, daß wir manchen von den Riesenpreisen, die man heute zahlt,

wohl verstehen können. Und da die kunstwissenschaftlich erprobten Werke meist in „festen Händen“ sind, da heute die Rafael, Rembrandt und Velazquez, die altdeutschen Holzskulpturen und Steine, die Emails und Gläser der Renaissance, die Majoliken und Textilien, die frühen und tadellosen Drucke der Blätter von Dürer und Rembrandt selten zu kaufen sind, müssen die Museen, Sammler und Händler an die Stücke herangehen, müssen, um ihre Bestände ergänzen zu können, für besondere Qualitäten besondere Preise zahlen.

Durch das Sehen eines Kunstwerkes, die ästhetischen Gefühle, die es auslöst, durch den alle Sinne bestrickenden Genuß am Schönen schwillt der Trieb zum Sammeln an. Literarische Anregungen mögen vorausgegangen sein oder die Eitelkeit, mit Anderen, die da sammeln, gleichen Schritt zu halten; oder der Ehrgeiz, beste Kunst zu besitzen, um sie dauernd genießen und studiren zu können. Der bloße „Kunstgeschmack“, den die ästhetische Empfindung erzeugt, macht nicht den Sammler. Plinius der Jüngere, der ein „schwacher Dilettant“ ist, kauft eine korinthische Statue, weil sie „das Auge eines Künstlers fesseln und den Laien erfreuen kann“. Aber Goethe, den die Kunst tiefer bewegt, ist, als er in Maria Einsiedeln ein „vollkommenes Exemplar“ von Schongauers Stich „Das Scheiden der Maria“ sieht, so „ergriffen“, daß er „die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können, es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen, nicht wieder loswerden“ kann. Und er gesteht, daß er später nicht ruhte, als bis er zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangte.

Ich möchte die Sammler in zwei Hauptgruppen theilen: in Universalsammler und Spezialsammler. In der ersten Gruppe, die sich für Bilder alter und moderner Meister, für Graphik und Plastik, für Kunstgewerbe und Kuriositäten, Medaillen und Münzen, Autographen und Bücher interessirt, giebt es wieder eine Schaar, die, trotz ihrem universellen Sammeleifer, doch oft ihr Hauptaugenmerk auf eine bestimmte Kunstgattung richtet, Sammler, die, ich möchte sagen, durcheinander kaufen, die aber, ihrem Verständniß und Wissen gemäß, die Malerei dem Kunstgewerbe (in weitestem Umfang) vorziehen oder dieses jener. Eben so steht in den Kolonnen Derer, die wir Spezialsammler nennen, eine ganz stattliche Menge von Kennern, die gewissermaßen zur „Erholung“ Gebiete betreten, auf denen sie eigentlich Fremde sind.

Zu der Armee der Sammler haben neben den Königen und Fürsten, Diplomaten, Großkaufleuten und Rentieren fast immer auch die Schaffenden selbst gezählt. In der „prächtigen“ Stadt Antwerpen „besitzet der Herr Rubens eine vortreffliche Kunstkammer, worinnen eine große Anzahl vieler Raritäten zu besehen“; in Amsterdam bringt Rembrandt (das Inventar von 1656 bezeugt es) eine Sammlung zusammen, in der wir, von niederländischen und vlämischen Meistern abgesehen, Gemälde von Rafael, Michelangelo, Mantegna, Ribera, Graphik von Dürer, Holbein, Schongauer und neben einem antiken Laokoon im großen Atelier des Meisters eine Knabenfigur von Michelangelo fin-

den. Boulle, der Kunsttischler der Régenceepoche, sammelt mit Vorliebe Graphik (sie dient seinen kunstgewerblichen Zwecken). Und kaum ein Jahrhundert später vervollständigt Goethe durch Ankäufe auf nürnberger Auktionen seine „liebwerthesten“ Sammlungen von Münzen und erwirbt daneben eine bedeutende Kollektion von Majoliken, „welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich allerdings zeigen dürften“. Und Schuchardt, der 1848 Goethes Kunstschätze katalogisirt, betont, daß der Dichter „seine Sammlungen benutzt habe, daß sie ihm beständig Stoff zur Kunstbetrachtung und Mittheilung boten“.

In Frankreich sammelt Balzac, sammelt Sardou. Mit den ersten paar Hundert Francs, die sein erster Theatererfolg trägt, kauft Sardou ein silbernes Tafelgefäß, das er seit Monaten im Schaufenster eines Antiquars mit gierigen Blicken betrachtet hat, und begründet damit seine große Sammlung von Renaissancekunstgeräth. Coquelin fahndet nach den französischen Malern des neunzehnten Jahrhunderts (sie bringen ihm 1906 in der Galerie George Petit 403500 Francs) und ein Jahr vorher werden in London die Kunstschätze Sir Henry Irvings versteigert. Fast um die selbe Zeit vergrößert der berliner Kollege des englischen Schauspielers, Adalbert Matkowsky, seine werthvolle Sammlung: auf seine Renaissance-Prunkschränke stellt er berliner Majoliken, augsburger Silberhumpen und rheinisches Steinzeug.

Von den Sammlungen unserer Dichter möchte ich nur die Uhrensammlung der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach nennen. „Diese kleinen Instrumente“ haben die Dichterin von je her lebhaft interessirt. Sie schrieb mir darüber: „Ich wollte den Weg kennen, den sie durchschreiten mußten, um es zu ihrer jetzigen Vollkommenheit zu bringen, erwarb einige Stücke, ließ mich durch einen guten Uhrmacher, Herrn Hartel, in der leicht erlernbaren Kunst, sie zu reinigen und wieder zusammenzusetzen, unterrichten. Alte Uhren wurden damals nicht besonders geschätzt, waren billig zu erwerben. Herr Hartel brachte oft sehr hübsche Stücke, die in meinen Besitz übergingen, ‚zur Stunde‘ mit. Die schönsten verdankte ich aber bald der Großmuth meines Bruders Adolf (Graf Dubsky, gestorben am zweiten August 1911), der sehr kunstverständig ist und den Grund zu der Sammlung legte, die allmählich meine Freude wurde, an deren Entstehen ich aber gar wenig Verdienst habe. Sie umfaßt jetzt beinahe dreihundert Stück“. In diesem Zusammenhang wäre noch an Liebermanns feine Franzosensammlung und an die Vorliebe, die Richard Strauß für die Primitiven hat, zu erinnern. Wir kennen Kunstmenschen, die sammeln, um sich Anregung zu schaffen, und andere, die es, wie Goethe, in ihrer „Natur“ haben, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren“.

Der Trieb zum Kunstsammeln steckt fast in jeder Intelligenz, die sich darüber klar geworden ist, daß Kunst Schönheit bedeutet. Nur äußere Momente hemmen ihn oft. Zwischen den Trieb und die „That“ schiebt sich das Geld. Denn Kunstsammeln ist kein billiges Vergnügen.

Adolph Donath.

Das Bismarckdenkmal bei Bingerbrück.

Kreis und Lederer haben gesiegt. Der Plan zum Bismarckdenkmal ging von ähnlichen Gedanken aus wie einst der zum Niederwalddenkmal. Nun wissen wir schon lange, daß die Niederwaldschöpfung, im Zusammenhang mit der Umgebung betrachtet, verfehlt ist. Neben künstlerischen wirkten bei der Wahl des Platzes damals auch wirthschaftliche Gedanken mit. Der Vater des Niederwalddenkmals war der Kurdirektor von Wiesbaden, Heyl, ein Mann, dessen Energie Wiesbaden und der Rheingau viel verdankt. Das ganze Rheinland, hoffte er, werde von dem Nationaldenkmal, das große Besuchermengen anziehen müsse, Vortheil haben. Diese Hoffnung hat sich auch erfüllt; nicht ohne Neid sah das linke Rheinufer an der Strombiegung den großen Menschen- und Geldstrom nach Rüdesheim fließen. Der Gedanke, in der Nähe der Stelle, die das Denkmal der Einigung Deutschlands trug, nun auch dem Einiger ein Denkmal zu setzen, lag nah und ist einleuchtend. Er wäre stärker als jedes Bedenken, wenn er die Möglichkeit ließe, die beiden Denkmale in der Landschaft zu einheitlicher Wirkung zu bringen. Das ist leider durch die Form des Niederwaldденkmals ausgeschlossen. Und dieses Denkmal hat uns erkennen gelehrt: ohne architektonische Massen ist ein Bergdenkmal wirkungslos. Dieser Fehler des Niederwalddenkmals wird bei Bingerbrück vermieden werden. Der erste Wettbewerb hat Das bereits gezeigt; aber auch, daß wieder, wie auf dem Niederwald, den Künstlern eine unmögliche Aufgabe gestellt worden ist; eine, deren Lösung mit der Forderung des Künstlergewissens nicht vereinbar ist. Die Rheinlandschaft, insbesondere die des Mittelrheins zwischen Bingen und Koblenz, ist ein einheitliches, in langen Zeiten durch Naturkräfte und Menschenthätigkeit gewordenes landschaftliches Gebild. Wohl keine zweite Gegend Deutschlands hat eine so scharf ausgeprägte einheitliche Sonderart wie gerade dieses geschlossene Landschaftbild. Seine Schönheit, seine Einheitlichkeit muß erhalten werden. Ein Bismarckdenkmal mit gewaltigen architektonischen Massen würde hier wie ein Mißton wirken. Dann mußte man also dafür sorgen, daß es sich der Gegend einfügt. Eine Ritterburg? Das wäre unwürdige, leere Dekoration. Ein Denkmal, das nicht die Berge meistern, nicht die Landschaft sich unterordnen will? Kleines taugt nicht für unseren gewaltigen Bismarck. Die Macht seiner Persönlichkeit fordert auch vom Denkmal Größe und Wucht. Der Zwiespalt, der durch den Denkmalsplatz entsteht, ist nicht zu schließen und man muß fürchten, daß am Ende ein lauer Kompromiß herauskommen wird. Aber ein Zwiespalt war zu meiden, wenn man sich nicht auf einen künstlerisch unmöglichen Platz festlegte. Nicht die Frage: „Wie wollt Ihr deutschen Künstler das Bismarckdenkmal gestalten?“ durfte die erste sein, sondern diese: „Welchen Platz schlagt Ihr deutschen Künstler für das Bismarckdenkmal vor?“

Karlsruhe. Baurath A. Neumeister.

Die Tarnkappe.*)

Cassian erwartete seine Geliebte, die schwarzäugige Tänzerin Arabella. Es war Abend, etwas nach Neun, im Kamin brannte Feuer, von den Lampen war nur die milchweiße Laterne des Grubenarbeiters von Meunier angezündet: so daß (hinter den Vorhängen her und durch Blumenduft und Cigarettendampf) ein Schleier ungewissen Lichtes schwebte. So viel von Zeit und Oertlichkeit; um aber die Ereignisse zu verstehen, die in der folgenden Nacht an Cassian herantraten, muß man noch gewisse Vorfälle des Tages in Rechnung ziehen.

Um Fünf war Arabella dagewesen. Sie trug das violette Tuchkleid mit Sammetbesatz, unter dessen Rock sich ihre Glieder entzückend abzeichneten, ihr Haar hing über und über voll Schnee, die kaltgefrorenen Lippen, von der Röthe der Herzkirschen, spannten sich ein Wenig, so daß dahinter noch die blanke Schnur der Zähne sichtbar wurde. Cassian sagte: „Wie berauschend Du bist“ (denn es entsprach seiner Natur, Dergleichen zu sagen) und schlang theilnahmevoll den Arm um sie. Sie erwiderte: „Weil ich heute zum letzten Mal vor dem Urlaub tanze“; und dann bemerkte sie, im Hinblick auf Cassians theilnehmenden Arm, daß es bei Tag keine Liebe gebe. Sie tranken Mokka, Sherry Brandy, knabberten Gebäck und gebrannte Mandeln, pufften sich, lachten, sahen aufathmend an einander vorbei, pfiffen durch die Zähne, fuhren einander ins Haar. „Morgen möchte ich nach Algier fahren,“ sagte Arabella, „Algier soll heiß und unanständig und wunderbar sein.“ Cassian erwiderte: „Ich habe wenig Geld, aber wir werden nach Algier fahren; für Dich stehle ich und morde ich.“ „Thue es,“ sagte Arabella schlicht, „es ist die Sache der Liebhaber.“ Sie nahmen Mäntel und Hüte und gingen auf die Straße hinunter.

Es war ein kalter Wintertag. Schnee wirbelte in kleinen, glitzernden Flocken, die Kirchthurmglocken schlugen hart an die Stühle, die Luft strich Einem wie ein Rasirmesser über die Backen. „Brrr, Hundewetter“, sagte Cassian. „Pelzwetter“, versetzte Arabella lächelnd. Sie standen vor dem beleuchteten Schaufenster eines Pelzladens. „Komm“, sagte Arabella und zog ihn hinein. Drinnen roch es stark nach Säure. Ungeheure Felle hingen an den Wänden herunter, die schwarze Katzenschmiegsamkeit des Sealskin, der braune Biberteppich, das geknüpfte Wirkmuster des Astrachan, weißer Hermelin, schillernder Blaufuchs, Ottern in goldig schimmernden Streifen, die wollüstig prickelnde elektrische Weichheit des Zobelthiers, Marder, Ratten, Tiger, Elche, Katzen, Vögel. Ein kleiner, buckliger Verkäufer, der wie ein verstorbener Zwerg aussah, kam aus dem Dunkel des hinteren Kontors und sagte: „Feine Sachen, meine Gnädige, vornehm, neu und preiswerth... Kann ich mit Etwas dienen?“ Arabella schaute prüfend umher, ihre Lippen zit-

---

*) Eine Probe aus dem bunten und doch feinen Novellenband „Träume und Schäume“, der bei Egon Fleischel & Co. erscheint.

terten, ihre Augen waren schwärzer als der Sealskin; mit den schmalen, gefrorenen Fingern fuhr sie in den Fellen hin und her. „Vielleicht dieses kleinere, aparte Stück“, sagte der Bucklige, indem er eine weiße Mütze herunterholte; „Toque à la Tarnkappe, originell, vornehm und preiswerth.“ Sie war von Hermelin, ganz weiß, rund und schimmernd, ohne die schwarzen Flecke der Schwanzstücke; und als Arabella sie auf ihren Kopf stülpte, sah es aus, als ob Schnee über dem dunklen Haar zu einem Hut gefroren wäre. „Siehst Du mich noch?“ fragte die Tänzerin lächelnd ... Da aber die Tarnkappe wieder abgenommen werden sollte, zeigte sich, daß sie auf dem Köpfchen wie angegossen festsaß, ohne sich zu rühren. Der bucklige Verkäufer wandte sich freundlich an Cassian: „Ein Wink des Schicksals ...“ „Desto besser, so behalte ich sie gleich auf“, fügte Arabella hinzu. Cassian erblaßte. „Mir scheint, Du bist wirklich ganz ausgepumpt“, sagte Arabella geringschätzig, als sie eine Weile später in ihre Garderobe hinaufstieg. Er lächelte nur. Um halb Elf, nach der Vorstellung, würde sie bei ihm sein.

Drunten, am Portal, traf er seinen Freund Frederik, der ins Theater wollte. Da es noch früh war, gingen sie im Schein der Bogenlichter auf und nieder und sprachen über die Fragen der Zeit. „Hast Du wirklich immer noch diese kleine Satanin?“ fragte Frederik, „obwohl sie Dich zu Grunde richtet, und wahrscheinlich mit einem Anderen?“ Cassian blähte die Nüstern. „Wenn Du wüßtest, wie schön sie ist!“ Und als ob er an der Beschreibung ihres Besitzes sich berauschen wollte, begann er, sie vor dem Freund zu entkleiden; wie ein Goldgräber, der den Kern Goldes vor den neidischen Kameraden wäscht, losschält und in die Sonne hält. „Der Nacken,“ sagte er, und „das blaue Vließ der Achselhöhle“ und „die Flamme der Augen“ und „die wundervolle Schneehaut“ und „der Rhythmus ihres verlangenden Athems ...“ Frederik lächelte. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie so schön ist; aber da Du es sagst ...“ „Mag sie mich zu Grunde richten“, rief Cassian; „sie ist die Brücke vom gemeinen Leben in den Rausch der Unendlichkeit. Meinst Du, daß ich wie ein Bürger meine Tage abspulen soll? Ich hasse die Alltäglichkeit. Ich hasse alle Grenzen der Freude. Ich hasse Eure Erdenschwere, Eure Armuth, Eure erbärmliche Vernunft. Ich liebe, was mich zum Narren macht. Ich muß über mich hinausleben.“ „Sieh Dich vor,“ sagte Frederik lächelnd, „Ikarus fiel vom Himmel und wurde ein Stoff für Lesebücher.“ Cassian bog verächtlich die Achseln. Um halb elf Uhr, nach der Vorstellung, kommt Arabella zu ihm.

Von der Oper weg schlenderte er durch die Stadt. Wenn eine Dirne vorüberging oder Juwelen in einem Schaufenster schimmerten oder Rosen aus einem Blumenladen dufteten, wurde er roth. „Alles Fremde will ich haben“, sagte er. Es war Ball bei Hof an diesem Abend und durch das Burgthor fuhren die Karossen mit den geschmückten Frauen. „Alle Herzoginnen will ich haben“, stammelte Cassian, der unter den Gaffern an einer Mauer stand. Und in seinen Augen spiegelten sich die Weiße der entblößten Nacken, die köstlichen Farbenstoffe,

der Glitzer der Orden, der Weinglanz der gedeckten Tafel. „Pfui, daß man nicht Kaiser ist!“ Er ging weiter und blickte zu den verhangenen Fenstern des Jockeyklubs. Hinter den Vorhängen spielten die Kavaliere Back, über den grünen Tisch rollte Gold, im Schein der Lampen knisterten die Banknoten. „Ich will es haben, all ihr Geld“, sagte Cassian mit zusammengebissenen Zähnen; „pfui, daß ich nicht Krösus bin!“ Er umklammerte die Stadt mit seinen Wünschen, wollte die Paläste haben, die Gärten, die Denkmale, die Brücken. Dann ging er, zitternd von ungestilltem Verlangen, heim, trank eine Flasche rothen Weines leer (Medoc ist gut gegen Metaphysik) und setzte sich in den Brabanter Lehnstuhl, um seine Wünsche auf Arabella zu konzentriren. Arabella war ja doch das Schönste von Allem in der Welt. Er sah sie wieder, wie sie in dem Zwielicht des Pelzladens stand, lachend, die Brüste gespannt, die weiße Mütze auf dem schneeglitzernden Haar ... Ah, daß sie ihm gehörte ... Pfui, daß sie aber noch nicht da war ... Um halb elf Uhr, in einer Stunde erst ... Denn, was die Uhr jetzt schlug, war Neun, nein, Zehn, nein, halb Zehn, gleichviel, noch nicht halb Elf ... Und jetzt, jetzt tanzte sie noch ... Aber in einer Stunde — ah ... Am Besten, man schloß überhaupt die Augen, lehnte sich weich zurück und wartete nur ... Wie das Zimmer nach Wein und Cigaretten duftete, nach Früchten, Blumen und Lippen ... Lauter Erwartung ...

Die Thür ging auf. Ein junges Fräulein trat ein, das Arabellen nicht ähnelte. Sie trug das blonde Haar gescheitelt, ihre Augen waren kornblumenblau, die reine Stirn leuchtete. Cassian erinnerte sich nicht, sie je gesehen zu haben. Während er, langsam und tastend, aus dem Brabanter Lehnstuhl aufstand, der Fremden entgegenzugehen, sagte sie mit singender Stimme: „Ich heiße Melusine ...“ „Melusine?“ rief Cassian freundlich; „ich würde es vermuthlich nicht wagen, ein Mädchen in einem meiner Stücke so antiquarisch zu benennen“; und insgeheim dachte er: ‚Sie heißt Melusine und macht Herrenbesuche bei Nacht; wie werden die Kritiker diese psychologische Verknüpfung finden?‘ Aber inzwischen näherte sie sich ihm mit leichten Schritten und er sah, daß sie schön war. „Ich bin kein Mädchen aus einem heutigen Stück“, sagte sie, die Arme über das helle Haar erhebend. Cassian lächelte; er fand das Abenteuer liebenswürdig. Ohne nach ihrer Herkunft zu fragen, bog er die Lippen zu ihr hinüber, ihr den Willkomm zu bieten; da brannte an ihrer Stirn ein Mal auf, Feuer sprühte von ihren Haaren, das Zimmer stand in Purpur. „Weil ein Wunsch mich berührt hat“, sagte sie, das Funkelnde verlöschend. Und zu Cassian, der zurücktrat, sprach sie mit ihrer musikalischen Stimme weiter: „Höre mich an, Cassian. Die Zufriedenen erblicken mich nicht. Ich bin die Melusine der Wünschenden. Was ich athme und scheine, was ich dufte und schreite: alles Dies ist Menschensehnsucht. Kein Wunsch durchdringt mich, denn ich selbst bin Wunsch, nichts Anderes. Da aber Du, Cassian, leidenschaftlicher wünschest als hunderttausend Bürger dieser Stadt, bin ich zu Dir gekommen. Mache Dich also bereit und folge mir,

denn unser Weg ist unendlich.“ Cassian sah sie an. „Sie spricht traumhaft“, dachte er; „wenn ich noch genügend Zeit hätte, mit ihr zu gehen!“ Er wandte sich zu der Kaminuhr mit dem schwingenden, wächsernen Herzen. Aber die Zeiger waren abgebrochen. Je angestrengter er darauf schaute, desto enger rannen die Stundenziffern ineinander. Am Ende war es nichts als ein versponnenes Garn weißer Zahlenwolle. „Ich glaube, ich sollte bleiben, weil ich Arabella erwarte“, sagte er; ihn schwindelte. Melusine schüttelte den Kopf. „Wer mit mir geht, kommt zur rechten Zeit wieder“, antwortete sie, die Thür öffnend.

Vor dem Haus lag Mondschein auf den Fliesen. „Offenbar handelt es sich um etwas Symbolisches,“ dachte Cassian, „also brauche ich keinen Hut.“ Er ging hinter Melusine her, durch ganz mondhelle Straßen. Auf den Dächern lag die Schneelast wie schimmernde Watte; Alles war weiß, klar, silbern, nur der Himmel glich einem Damasttuch; gewisse hochgegiebelte Häuser warfen blauschwarze Schatten. Ein Hund bellte. Mitten in einem leeren, bescheinten Platz plätscherte ein Brunnen auf. „Kommt es nicht in einem meiner Gedichte vor?“ überlegte Cassian. Er ging dicht hinter Melusine, die sich schnell fortbewegte. Manchmal verschwand sie ihm plötzlich oder irgendein Mondschein nahm sie körperlos auf, dann begann er, zu laufen, haschte nach vorn, machte auch den Mund auf, um zu rufen; aber sie wandte sich um, er sah ihre Stirn, ihre Lippen, ihre Schultern, er spürte, daß sie einen Körper hatte wie andere Frauen. So gingen sie weiter. Mit einem Mal wurde es lebendig, Wagen fuhren, Geschäfte, Laternen, Kirchthürme waren zu sehen, Menschen strömten durch eine Avenue; „hier muß ich vor Kurzem gewesen sein“, dachte Cassian. Sie blieben vor einem Waarenhaus stehen, dessen Schaufenster hell flimmerten; „Zu den Grenzen der Menschheit“, stand auf der Firmatafel. Melusine trat ein. „Komm,“ sagte sie zu Cassian, „sieh Dich um, ob Dir hier Etwas gefällt; es sind kostbare Modesachen.“ Im Mittelgang trat ihnen der Geschäftsinhaber entgegen, ein hoher Greis mit dunkelrothem Mantel, über dessen Seide der weiße Bart wie ein Strom floß; seine Augen waren größer als die Metallknöpfe seines Gürtels, seine Stirn wölbte sich unter dem dünnen Haupthaar, von seinem Schritt zitterte die Diele des Ladens. „Bringen Sie uns einen Kunden, Fräulein Melusine?“ sagte er, ihr die Hand reichend. „Merkwürdig,“ dachte Cassian, „er sieht noch am Ehesten dem Lieben Gott ähnlich.“ Und indem er einen Schritt näher trat, sagte er: „Sie müssen wissen, Lieber Gott, daß ich kein Geld habe; machen Sie also billige Preise, ja?“ „Schon gut,“ antwortete der Patron, „hier wird nicht mit Vergänglichem gezahlt.“ Und sie wandten sich den Waaren zu.

Es gab wunderbare Sachen. Ein Geruch, wie aus Graberde und frischem Korn gemischt, lag auf den Wänden, Licht, dessen Ursprung man nicht sah, vertausendfältigte sich im Spiegel der Glasscheiben. „Lauter Wege ins Drüben,“ sagte der Patron, indem er seine Commis heranwinkte, „lauter Mittel, sich über die Grenzen der Menschheit zu

erheben..." Ein schöner Jüngling bot Flügel an. „Es ist Ikarus", sagte der Patron; und er ließ Ikarus den Mechanismus seines Biplans erklären. Gleich daneben stand Gyges, den berühmten Ring in der Hand, und ein weißhaariges Ladenfräulein, Ninon de Lenclos, empfahl ein Elixier ewiger Frische, „gleich hold für Männer und Frauen." „Wer ist Dieser?" fragte Cassian, indem er auf einen schweigenden Greis wies. „Charon," erklärte der Inhaber, „aus den Steinkrügen zu seiner Seite verkauft er Lethe, das Wasser des Vergessens." „Fort damit, wir haben noch nicht genug gelebt", rief Cassian, indem er leidenschaftlich die Arme hob. Aber da war die Rose der Semiramis mit dem Duft wirklicher Treue, Isolde trug einen goldenen Kelch, woraus man sich zu rasender Lust berauschte, Ahasver bot einen Wanderstock an zu ewiger Fahrt, stärker als Tod und Müdigkeit. „Nein," sagte Cassian, „Das wäre nur die Verlängerung meines Zustandes; ich brauche Erhöhungen." Aus dem Hintergrund trat jetzt ein Buckliger mit einer Hermelinmütze. „Sollten wir Beide einander nicht kennen?" fragte Cassian, indem er die Hand über die Augen legte. „Ich bin Alberich," erwiderte der Zwerg, „mein Artikel ist die Tarnkappe, die unsichtbar macht." Es war eine Mütze, ganz weiß, rund und schimmernd, und wenn man über das Fell hinstrich, knisterte es wie altgewordenes Menschenhaar. „Ich glaube, damit würden Sie zufrieden sein," sagte der Verwachsene; „in der Unsichtbarkeit liegt der Schlüssel zu den Geheimnissen des Alls: Geld, Schätze, Frauen, Königreiche, Sklaven, Wälder." Cassian nickte mit dem Kopf; vor seinen Augen war ein Flügeln und Flimmern. „Was kostet die Tarnkappe?" fragte er. „Unsäglich viel," sagte der Patron, indem er wie warnend die Hand erhob; „wer die Grenzen der Menschheit überschreitet, erfährt erst am Ende, was er bezahlt hat." „Um so besser," sagte Cassian ungeduldig. „Das sind symbolische Redensarten, die ich nicht liebe"; und er beugte sich zu dem Buckligen hin, der ihm die Mütze auf den Kopf stülpte. Im selben Augenblick stand das Gewölbe in Weißgluth. Cassian bahnte sich einen Weg, durch das Feuer hindurch, zur Thür. „Wünschen Sie einen Wechsel oder sonst eine Unterschrift?" fragte er. „Die Rechnung ist beglichen", erwiderte der Patron, indem er ein Zeichen über die Stirn des Verschwindenden machte. Draußen sah Cassian Melusine im Mondlicht stehen. „Lebewohl," sagte sie leise, „ich bin die Letzte, deren Auge Dich erblickt; gedenke, daß Du ein Mensch gewesen bist.."

Er lief mehr, als er ging. Er hörte den Takt seiner Schritte durch die Stille hallen, die Straße öffnete sich wie ein Trichter. „Einerlei, wohin ich mich wende," sagte er, „wenn ich nur eine Probe machen kann..." Sein Herz pochte, sein Blut sang in den Adern, eine Erwartung ohnegleichen trieb ihn durch die Nacht. Aber noch war Alles leer; nirgends tönte menschlicher Laut, kein Schatten fiel über den Weg, der Trichter, voll dünner, wehender Luft, wurde unmeßbar. „Menschen, Menschen", bat Cassian, indem er rannte. Plötzlich sah er einen Leichenzug entgegenkommen. Vor den Pferden mit den nicken-

den Reihern schritt ein gebeugter, alter Mann, der auf rothem Kissen ein Kreuz trug. Wagen, schwankend unter der Blumenlast, folgten dem Sarg; und dann, unübersehbar, die schwarze Schnur der Geleitenden. „Jetzt“, rief Cassian, indem er vorwärtsstürmte. Er spürte seinen Körper nicht mehr, er warf sich den Pferden entgegen. „Was ist?“ sagte der Gebeugte, ins Leere blickend. Der Zug stand. Die Kutscher hoben die Peitschen, ein paar Fackelträger traten suchend vor. „Sie sehen mich nicht“, sagte Cassian, während sein Gesicht sich vor Triumph verzog. Und mit einem Lachen sprang er in den Sattel, gab dem Leichenpferd die Sporen und jagte es im Galopp davon. Der Sarg holperte nach, die Kränze rutschen von dem Wagen, ein betäubender Liliengeruch erfüllte die Straße. Cassian sprang ab, warf sich in die Blumen. „Ich bin Gott, ich bin Gott,“ stammelte er, „ich habe dem Tod ins Gesicht geschlagen!“ An der plötzlichen Helligkeit erkannte man, daß die Sonne aufgegangen war. „Ist da nicht der Obstmarkt?“ sagte Cassian, der sich die Augen rieb. Richtig: da bückten sich die Marktweiber vor den Karren, auf den Bretterständen waren Aepfel und Birnen, Pflaumen und Trauben gehäuft, frisches Gemüse lag in Bottichen, von Wasser bespritzt. Und durch das grüne Gewühl lachte der Unsichtbare. Er ging hart an den Leuten hin, zwängte sich zwischen die Hütten, sprang in eine Gruppe feilschender Frauen. Sie fuhren mit einem Ausdruck sinnloser Blödigkeit zurück... Welche Raserei! Es war der Rausch Eines, der auf haardünnem Seil tanzt, von grellem Licht umflirrt: er kann im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen, aber irgendeine innere, namenlose Kraft zwingt ihn ins Gleichgewicht, so daß er wonnig durch die Luft wie über Brücken läuft... Da war ein riesiger Apfel. Auf dem wachsgelben Fleisch leuchteten roth die Wangenflecken, ein prickelnder Geruch strömte davon nach allen Seiten aus. Nehme ich ihn? überlegte Cassian. Er stellte sich dicht vor die Verkäuferin, streckte zitternd den Arm aus. „Frau Konsistorialrath, diese Sorte von Reinette“, begann sie. Er riß den Apfel weg, preßte ihn an sein pochendes Herz. Die Alte fiel in Ohnmacht. Cassian biß in das Fleisch der Frucht; es schmeckte köstlich nach Baumrinde, der gelbe schäumige Saft troff daraus hervor wie Harz. „Ich habe gestohlen,“ jauchzte Cassian, „ich zertrete die Gesetze, ich mache mir aus dem Begriff des Eigenthums so viel wie Proudhon...“

Aber das Automobil der Herzogin von Arragny fuhr mit hellen Laternen vorbei. War es denn schon Abend? Die schöne Frau saß im Fond, leuchtend von Seide und Edelsteinen. Richtig: heute ist Hofball. Cassian lief quer über die Straße und schwang sich neben den Chauffeur. Während sie jagten, legte der Chauffeur Etwas auf Cassians Sitz, den er für leer hielt. Nein: Das war nicht die Hofburg. Man schritt durch einen Thorbogen, feuchter Dunst schwebte, Spiegel ermatteten unter einem seidigen Hauch. Cassian ging dicht hinter der Herzogin. Er kam in eine gewölbte Grotte. In einem marmornen Becken stand grünes Wasser, weiße Frauenleiber, nackt und schim-

mernd, bewegten sich dazwischen wie Fische. Die Luft roch nach Veilchen... Das Bad von Granada, las Cassian auf dem Grunde. Aus der Tiefe hoben sich immer mehr Frauen, bis ihre Leiber die Wölbung ganz erfüllten, üppige, junge, volle, blühende, begehrende Frauen. Das schwarze Haar rann wellig darüber hin, die Augen glänzten, von den Brüsten tropfte das Wasser wie grüner Edelstein... „Ah," machte Cassian, indem er zitternd die Augen schloß. Hunderttausend nackte, überperlte Arme streckten sich ihm entgegen; denn er lehnte an der Stiege. Sie schrien und lachten, sie sangen und kreischten, von dem Duft ihrer feuchten Nacktheit ward ihm schwindlig zu Muth, daß er sich mit beiden Händen an der Mauer festhielt. Die Mauer gab nach und zerbröckelte, er fiel, fiel nach hinten, weit und immer weiter, durch Stiegen, Häuser, Korridore und Hallen; bis er neben einem Herrn mit schwarzem Vollbart saß. Ein Maschinenfräulein trat ein, legte Akten auf den Tisch und sagte: „Wenn der Herr Gouverneur jetzt Zeit haben..." „Ah, die Oesterreichisch-Ungarische Bank", entschied Cassian; und er griff dem Vollbärtigen in die rechte Seitentasche und zog einen Schlüsselbund daraus hervor. Spöttisch lachend, ging er in den Zimmern umher, sperrte die Kassen auf, nahm Haufen von Banknoten an sich, warf Werthpapiere auf die Straße. Dann stieg er in den Keller. Ungeheure Barren Goldes lagen auf Traversen, wie das rothglühende Gerüst des Erdinnern, und von den Wänden kam der metallische Dukatenglanz hell zurück. „Mein," sagte Cassian, über einen Goldklumpen kletternd. Ein Wächter, von dem Lärm aufgeschreckt, hob eine Laterne hoch. „Wer hat gesprochen?" „Ich," antwortete Cassian, indem er den Hals des Zudringlichen zerdrückte. Von diesem Einfall befriedigt, beschloß er nun, zu morden. Er ermordete den Gouverneur, den Bautenminister, einen General, vier Staatsanwälte, sämmtliche sechsunddreißig Kritiker der Stadt, den Direktor des Hofmuseums, seinen ehemaligen Deutschprofessor. „Und überhaupt ist es Zeit, die Leitung Europas zu übernehmen", sagte er.

Er ging auch gleich auf einen Platz, wo eine Menge schwarzgekleideter Bürger umherstand, gestikulirend und Reden haltend. Eine Tribüne war mit dunklem Sammet ausgeschlagen, darauf stand ein Priester im Ornat und schwang einen Weihwasserkessel hin und her. Cassian zog ihn herunter und sprang selbst über die Stufen. „Bürger," sagte er, „wir brauchen keine Pfaffen, wir brauchen keine Gesetze, keine Minister, keine Rezensenten, wir brauchen nur Freiheit...!" Die Bürger sahen erstaunt in die Luft, ein paar fuhren sich über die Augen, rissen die Mäuler auf. „Ach ja," sagte Cassian lächelnd, „ich habe vergessen, die Kappe abzunehmen...;" und er griff an seinen Kopf. Aber die Tarnkappe saß fest auf dem Kopf und rührte sich nicht. „Donnerwetter, Du Ding," sagte Cassian, „sei gehorsam und komm herunter..." Er rüttelte daran. Aber wie er auch zog, griff, schob, zerrte: die Kappe gab nicht nach. „Herrgott, was ist denn Das für ein Unsinn?" Er sprang mit einem Satz vom Podium, lief um die Ecke; er

kniete sich auf das Steinpflaster des Platzes und riß an seinem Kopf. Jeder Griff that weh, Blut blieb in seiner Hand, er erstickte vor Schmerz, über der Stirn rührte sich nichts. „In Satans Namen, so schneide ich Dich vom Kopf," brüllte Cassian, indem er die scharfe Klinge seines Messers hindurchschnellte. Ein Büschel weißer Haare fiel ihm auf die Hand: er erkannte sein eigenes, vom Alter gebleichtes Haar. Wie alt war er denn? War die Kappe in seine Stirn hineingewachsen? Wenn er jetzt über den Kopf fuhr, was knisterte in seinen Fingern: die Kappe von Hermelin oder die Locken eines alten Narren...? Er sprang auf und beugte sich athemlos vor den Spiegel eines Schaufensters: er sah nichts, die Spiegelscheibe blieb unbewegt, hell und leer. Cassian fühlte, wie das Blut bis an sein Herz gefror. „Ich sehe mich nicht," sagte er vor sich hin, „ich bin in mir selbst gestorben..."

Er begann, zu rennen. Irgendetwas mußte geschehen, irgendjemand mußte ihm helfen. Wo war das Geschäft „Zu den Grenzen der Menschheit"? Er eilte über Gräben. „Melusine, Melusine", rief er durch die Stille. Kein Laut antwortete. Er stolperte weiter, sein Gedächtniß verwirrte sich, er wußte keine einzige Straße mehr. Auch traten die Häuser zurück, freies Land breitete sich vor ihm aus, eine Landschaft mit Bergen, Schluchten und Seen... „Und Niemand, so lange ich athme, wird mich jemals erblicken", sagte Cassian ins Echo der Berge hinein. Ein ungeheurer Schauer faßte ihn, Thränen entrannen seinen Augen, er stürzte auf den Boden. Er preßte seine Brust an die Erde, hörte die Adern an sein Herz klopfen, hob das glühende Gesicht auf. „Gott," schrie er, „was forderst Du? Was ist der Preis für meine Einsamkeit?" Donner hallte, ein dunkles Singen, wie aus den Tiefen der Bäche quellend, stieg empor, die Bäume neigten sich rauschend zur Erde. „So will ich, der über die Menschheit hinausgestrebt hat, zur Menschheit zurückkehren," sagte Cassian, „so will ich mich der Göttlichkeit entschlagen..."

Er lief zu den Hütten der Bergleute. Ungesehen von den Männern und Greisen, fuhr er mit ihnen in den Schacht, brach mit hohler Hand Metall aus dem Gestein, legte sein Gold unter die Kissen der Mütter. Aber sie riefen: „Wehe, ein Gott ist unter uns": und vor dem Klang seiner unsichtbaren Stimme verbargen sie sich. Als er sich zu ihren Hütten in den Schatten lehnte, um menschlichen Laut zu hören, hörte er sie um Schutz wider den Versucher beten. Da ging er davon und wanderte, wanderte, durch Helle und durch Dunkel, bis er in eine neue Stadt kam. Er erfüllte einen Wunsch, den er heimlich erlauscht hatte, schlich in der Dämmerung durch die Spitalthür, um Trost in den Schlummer der Kranken zu flüstern; aber vor Tag floh er, denn er konnte den Blick blinden Grauens nicht mehr ertragen. „Gott," sagte er, „bin ich noch zu wenig in den Grenzen menschlichen Schicksals? Muß ich noch näher zu mir zurückkehren?" Er gedachte Arabellens und sagte: „Sie wird mich erlösen, sie hat mich sehr geliebt..." Und er erkannte, daß es die Stadt war, in der sie wohnte, er sah ihr Haus,

die Lichter brannten hinter ihrem Fenster; da trat er rasch durch die Thür und dachte: „Sie, die mein anderes Selbst gewesen ist, sie sollte mich in meiner Wolke nicht erfühlen?“ Ein Schimmer von rosigen Ampeln empfing ihn. Arabella lag auf dem Widderfell, ihr dunkles Haar war gelöst, ihre Lippen flimmerten. „Frederik“, sagte sie, indem sie sich leise aufrichtete. Ein Mann glitt aus dem Schatten der Vorhänge; und Cassian erkannte das Antlitz seines Freundes. „Ah, Ihr, Ihr Beiden ...,“ begann der Unsichtbare, indem er stammelnd nähertrat. Aber Frederik legte Arabellas Haupt an seine Schulter, er küßte ihre Brüste, er vergrub sich in ihrem gelösten Haar und er sagte lachend: „Worauf horchst Du, thörichtes Kind? Es ist die Erinnerung, die manchmal ungebeten zu sprechen anfängt.“ Cassian wollte rufen; seine Kehle war verdorrt. Er wollte gehen; seine Füße regten sich nicht. Mit aufgerissenen Augen stand er, an die Wand gepreßt, indeß die Treulosen einander umfingen. Ihre Küsse klangen, der Glanz ihrer Augen brannte durchs Dunkel, ihre Gesichter preßten sich an einander. „Thiere,“ stieß Cassian besinnungslos hervor, „Ihr sollt mich sehen, Ihr sollt mich erkennen, mich, mich, mich ...“ Und mit einer rasenden Anstrengung packte er die Tarnkappe. Er zerrte so wild daran, daß er seinen Kopf vom Halse riß. Ein Brunnen heißen, hellen Blutes sprang aus dem Hals; er schleuderte den abgerissenen Schädel zu den Liebenden hinüber. Da fuhren sie schreiend empor. Und Cassian erwachte.

Cassian saß im Brabanter Lehnstuhl. Von den Lampen war nur die milchweiße Laterne des Grubenarbeiters von Meunier angezündet. Gerade schlug die Uhr über dem Kamin und Cassian zählte halb Elf: er hatte eine Stunde weniger zehn Minuten geträumt. Eine Cigarette ansteckend, noch halb umwölkt, ging er in den Korridor und fragte den Diener: „War Arabella hier?“ „Nein, Euer Gnaden,“ sagte der Diener, „aber ein Brief ist abgegeben worden.“ Im Schein der Flurlampe, nachdem er seine Augen gerieben hatte, las Cassian, was Arabella schrieb: ‚Lieber Freund, Frederik hat mich nach dem zweiten Akt in der Garderobe besucht, voll Neugier, ob ich wirklich so schön sei, wie Du mich ihm geschildert hast. Im Großen und Ganzen hat er Deine Meinung bestätigt. Da er sehr wohlhabend ist und in Wien nichts zu thun hat, fahre ich morgen mit ihm für sechs Wochen nach Algier. Merkst Du, daß Du meiner ledig bist? Aber schön war es doch! Lebewohl, mein Lieber, widme mir ein Trauerspiel und gedenke in Dankbarkeit Deiner Dich immer noch herzlich grüßenden Arabella . . .‘ „Sieh da,“ sagte Cassian langsam durch die Zähne, „sieh da, die Zeichen erfüllen sich ...“ Dann zerknitterte er das Briefblatt, warf es auf den Boden und trat mit den Absätzen darauf herum. Dann ging er mit geballter Faust im Korridor auf und nieder. Dann blieb er stehen, lächelte einmal, schloß die Augen, lachte. Dann trat er in sein Arbeitzimmer, entzündete die Lampe über dem Schreibtisch, spitzte einen Bleistift und schrieb; und schrieb mit raschen Zügen diese Geschichte nieder, die vermuthlich zu den kopflosesten ihrer Art gehört ...

Wien. Hans Müller.

Anzeigen.

Rust. Die Geschichte eines Lebens. Joseph Scholz in Mainz.

„Rust“ ist die seltsame Geschichte eines Lebens. Der Held, ein Mann in der Vollkraft der schaffenden Jahre, wo sonst die Meisten, sich bescheidend, schon irgendein schützend Hafenplätzlein erreicht haben, wird durch eine Schuld, die er auf sein Gewissen lud, von Haus und Heimath vertrieben. Ein neues, fernes, fremdes Leben empfängt ihn nach heißen Läuterungen und bittersten Erfahrungen; und nach einem ungewöhnlichen Aufstieg aus tiefster Erniedrigung auf die Höhen des Daseins gewährt es ihm in einer Thätigkeit, die ihm die Erfüllung einer schweren, großen Aufgabe gelingen läßt, die ersehnte Erlösung. Wir steigen mit „Rust“, dem Bergmann, als er noch Michel Mattheis heißt, im Schwarzen Land in die Tiefen des „David Richtschachtes“ hinunter und in die tieferen Tiefen seiner Seele, wo wir seine Schuld und Schmerzen lesen; wir begleiten ihn durch die Läuterfeuer der Hochöfen eines Hüttenwerkes der Rothen Erde; wir folgen dem unstet Flüchtigen an die Wasserkante, in das alte meermächtige Hamburg mit seinen Kaufmannsburgen, seinem weltumspannenden Hafen- und Handelsbetrieb, wo wir sehen, wie sich Rust ein neues Leben zimmert, und wir fahren mit dem Ruhelosen, der sich inzwischen durch eigene Kraft, Unternehmungsgeist, Glück und Wahrnehmung günstiger Umstände zum Herrn einer großen hamburgischen Rhederei aufgeschwungen hat, durch Sonnenbrand und Stürme noch weiter hinaus in die Meere der Ferne. Dort, auf einer einsamen Südseeinsel lernen wir Rust immer mehr als den „königlichen Kaufmann“ kennen, der mit seinen Schiffen Länder und Völker verbindet; wir sehen ihn eine große soziale Aufgabe und Kulturmission erfüllen. Wie wir im „Robinson“ die Ueberwindung des Urzustandes durch die ersten Anfänge der Kultur in ihren organischen Phasen schauen, so sehen wir in „Rust“ aus der Freiheit der Natur heraus die ersten Grundformen der gesellschaftlichen Ordnung und des Staates sich entwickeln und wir erleben eine Rückkehr zur Natur, deren Einklang mit der Kultur nun in die große Harmonie des Liedes vom Leben stimmt. Neben den Vertretern thätiger, schaffender, fruchtbarer Menschheit steht in der Gestalt Orangbranis, eines schlitzäugigen gelben Malayen, der Seeraub treibt, das satanische Prinzip der Vernichtung. Aus dem Zusammenstoß dieser feindlichen Mächte ergeben sich die Vorgänge des Romans, der auch in seinem Stil Erdhaftigkeit und Phantasie zu vereinen trachtet.

Tempelhof. Kurt Geucke.

Aus dem Bildersaal eines verkannten Kulturvolkes. J. S. Machar: Die Galeeren des Gymnasiums. Uebersetzung: Dr. Heinrich Herbatschek. Selbstverlag. Wien I, Biberstraße 22.

Gilt das Vorurtheil, das alles Slavische ächtet, der Rasse, der Sprache, dem Volk? Darf man Hussens antiklerikale Predigten, Ko-

menskys pädagogische Heilslehren, Smetanas herrliche Melodien, die historischen Weisheiten Palackys, die Lieder eines Svatopluk Čech, die Werke eines Vrchlicky oder Machar, die Schöpfungen von Malern, Bildhauern loben und bewundern, die Nation aber, aus der diese Männer hervorgingen, ignoriren oder beleidigen? Wo der Versuch gemacht wird, in einem Abriß die Entwickelung des czechischen Volkes in Wissenschaft, Kunst und Literatur darzustellen und einige Proben der Geisteserzeugnisse in guter Uebersetzung zu liefern, da darf wohl auf das Interesse aller unvoreingenommenen Intellektuellen gerechnet werden. Mit der kleinen Selbstbiographie des „czechischen Heine", J. S. Machar, die das Gymnasialleben in feiner und witziger Weise schildert, soll deutschen Lesern ein Beispiel satirischer Schreibart und eines edlen Nationalismus gegeben werden.

Wien. Dr. Heinrich Herbatschek.

Die Wege des Freiherrn von Wolfsburg. Roman von Gräfin L. Uxkull. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Die Anschauungen zweier Zeitalter stehen einander in diesem Werk schoff gegenüber: der Idealismus, der mit dem ersten Kaiser zu Grabe getragen scheint, und der Materialismus, der unter Wilhelm dem Zweiten seine rauschenden Feste feiert. Fern, ganz fern verhallen der Eroica gewaltige Harmonien, gehen klagend unter in der Fanfarenmusik, mit der der Sieg des Kapitalismus auf der ganzen Linie verkündet wird. Daß dieser Sieg Allem, was einst als der Menschheit köstlichster Besitz uns theuer und mit irdischen Gütern nicht zu bezahlen war, das Grab bereitet, kann nur Blindheit verkennen. Trauernd sehen es die Männer, die, den Degen in der Faust, das Herz voll flammender Begeisterung, des Vaterlandes Größe und Einheit schaffen halfen. Feindsälig, verständnißlos und verbraucht stehen sie einer Generation gegenüber, von der sie, wie wundersame Raritäten, zu Dekorationzwecken gern verwendet werden (wie man alte Familienbilder aus staubigem Winkel hervorsucht, wenn man der Sippe Wohlanständigkeit zu eigener Legitimation bedarf). Recht dunkel und durchaus nicht einwandfrei sind die Wege, die der Freiherr von Wolfsburg wandeln muß, um aus dem hungrigen Regirungreferendar der Eisenkönig zu werden, der willkürlich in der Montanindustrie die Herrschaft übt. Und hart und bitter ist die Schule, aus der er, eines stolzen, uralten Geschlechtes Sprößling, als Meister hervorgeht. Als cavaliere servente, als Spieler und Abenteurer muß er jede Konjunktur ausnutzen; Treue und Glaube, Ehre und Gewissen entgleiten ihm; er treibt sein Weib, eine arme, selbstlose Rebekka, in den Tod, nachdem ihr Vermögen sein Glück begründet hat, sieht ohne Trauer seinen Sohn ins Grab sinken, der die Zeichen semitischen Blutes gar zu deutlich an sich trug. Rücksichtlos, brutal räumt er jedes Hinderniß aus dem Weg, das ihn von der Höhe trennt; zwingt das Schicksal durch seinen eisernen Willen zum Glück und findet zum Lohn die feudale Gefährtin, die seine Mil-

lionen und seine Persönlichkeit zu schätzen weiß; findet bei dem allerhöchsten Herrn dankbare Anerkennung seiner vielfachen Talente und Verdienste ums Vaterland. Er wird ins Herrenhaus berufen. Meisterhaft ist dieser moderne Usurpator gezeichnet, der mit unerbittlicher Konsequenz sein eigenes Schicksal sich hämmert. Und meisterhaft sind die Gesellschaftbilder, die eine geistvolle Frau uns sehen läßt. Rührsame Seelen kommen darin freilich nicht auf ihre Kosten. Aber passen sie überhaupt noch in die Zeit unbegrenzten Genußlebens?

Königswusterhausen. Meta Schoepp.

Kleine weiße Sklaven. Verlag Vita in Berlin. 2,50 Mark.

Wohl in keinem Zeitalter hat die offizielle Fürsorge für die Jugend solchen breiten Raum eingenommen wie in unserem. Und doch war nie das Schicksal von Tausenden von Kindern so hoffnungslos barbarischen Geschicken preisgegeben wie in unserer Epoche der erbitterten sozialen Kämpfe. Denn wie fast alle Verbrechen ihre Wurzel im geistigen oder materiellen Elend haben, so auch die Verbrechen gegen das körperliche oder moralische Wohl der Kinder, die das Kind zum Handelsobjekt herabwürdigen oder, viel schlimmer noch, es als eine lästige Bürde zu beseitigen trachten. In Jahren ernster Fürsorgearbeit sammelte ich so grauenhaftes Material zum Kapitel Kinderelend, daß ich mich von der völligen Unzulänglichkeit der eigenen schwachen Einzelarbeit bald überzeugen mußte. Selbst die mit viel reicheren Mitteln arbeitenden Jugendschutzverbände im In- und Ausland haben die immer ärger werdende Sklaverei der hilflosen Kinder nicht zu hindern vermocht. So unterbreite ich hier die grausigsten Fälle meines Materials der Oeffentlichkeit. Ich will damit die ganze menschliche Gesellschaft zu Thaten aufrufen. Denn der Worte sind genug gewechselt.

Henriette Arendt.

Warschau-Wien.

Das Zarenreich ist kein verdächtiger „Bankeroteur" mehr; es hat Qualitäten gezeigt, die ihm sogar die stumme Billigung seiner Gegner eintrugen. Der Haushalt des Staates kennt schon seit ein paar Jahren keine Unterbilanzen mehr (der Voranschlag für 1912 kündet zwar einen Minussaldo von 114 Millionen an, man zweifelt aber an der Glaubhaftigkeit dieses Defizits und meint, daß besonders streng bilanzirt wurde, um die Begehrlichkeit der Reichsduma zu dämpfen) und die Staatsschuld wird am ersten Januar 1912 nur noch 8942 Millionen Rubel betragen. Rußland darf sich also den Luxus einer neuen Eisenbahnaera leisten, selbst wenn das Ernteergebniß des Jahres 1911 schlechter ist als der Durchschnitt des letzten Quinquenniums (ein Ausfuhrüberschuß im Getreideexport, und zwar ein nicht unbeträchtlicher, besteht noch immer, trotz dem Rückgang im Verhältniß zum Saldo des

Jahres 1910). Die Erweiterung des russischen Eisenbahnnetzes wird nicht allein vom Staat durchgeführt; der privaten Initiative bleibt ein gutes Stück der Arbeit überlassen. Zwar beherrschen die Staatsbahnen den größeren Streckenbezirk (von 60000 Kilometern im europäischen Rußland etwa 40000); aber die Privatgesellschaften sind noch nicht zu entbehren. Wo die Staatsraison es fordert, wird freilich der Fiskus an die Stelle des Privatkapitals gesetzt. So bei der viel genannten Warschau-Wiener Eisenbahn, die vom ersten Januar 1912 ab dem Staat gehören soll. Strategische, politische, finanzielle Gründe haben die Regirung veranlaßt, von dem Recht zur Uebernahme vor dem natürlichen Ablauf der Konzession (1932) Gebrauch zu machen. Da die Bahn ein polnisches Unternehmen ist, war die Russifizirung eine Ehrensache für die Nationalisten, die in der Reichsduma deshalb von vorn herein jeden Verstaatlichungplan billigten. Das ist die politische Seite des Geschäftes. Die strategische Bedeutung kommt schon im Namen der Bahn zum Ausdruck; und die Finanzfrage wird durch die einfache Thatsache beleuchtet, daß die Bahn immer theurer wird, je später sie in die Regie des Staates übergeht. Während der Uebernahmepreis am ersten Januar 1912 rund 32 Millionen Rubel ausmacht, würde er ein Jahr später schon mehr als 36 Millionen betragen. Die Regirung weiß, daß die Warschau-Wiener Bahn gute Geschäfte macht. Darum greift sie zu.

Im Juni hatte der Präsident des Verwaltungrathes noch erklärt, daß ihm keine „offizielle" Nachricht über ein Verstaatlichungprojekt zugegangen sei, und die Gerüchte als Erzeugnisse einer „maßlos" betriebenen Börsenspekulation bezeichnet. Die Börse ließ sich nicht einschläfern. Die Baissiers lebten von der Verstaatlichung, die Haussiers von den Dementis; und jede Partei dachte nur daran, wie sie die „Tendenz" bis zum nächsten Tag erhalten könne. Im Herbst 1910 fing der Verstaatlichungrummel an. Man wußte, daß die Gesellschaft, die für 1909 zum ersten Mal wieder (die Jahre 1905 bis 1908 waren dividendenlos geblieben) eine normale Gewinnquote vertheilt hatte, für 1910 eine wesentlich höhere Dividende (11¼) geben werde. Nun kletterte der Aktienkurs auf steile Höhe; er hat im Jahr 1910 eine Spannung von 105 Prozent, zwischen höchster und niedrigster Spitze, erreicht. Er stieg bis auf 246 Prozent. Den solchem Kurs entsprechenden Preis konnte der Staat nicht zahlen. Die Spekulanten sagten denn auch: Verstaatlicht wird nicht, aber die nächste Dividende wird großartig. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten." In den ersten Novembertagen erfuhr der Präsident, daß der Finanzminister die Uebernahme der Bahn zum ersten Januar 1912 beim Ministerrath beantragt habe. Auf die Frage, ob die Regirung den Termin der Verstaatlichung um ein paar Jahre hinaus schieben wolle, wurde eine ausweichende Antwort ertheilt. In einer für die Reichsduma bestimmten Denkschrift hat jetzt aber die Regirung klipp und klar die Nothwendigkeit schneller Verstaatlichung begründet und die Gegengründe der Verwaltung zurückgewiesen. Auch das Angebot einer wesentlichen Erhö-

hung des staatlichen Antheils am Reingewinn. Diese Verbindlichkeit ist aus dem ursprünglichen Eigenthumsrecht des Staates entstanden. Die Warschau-Wiener Bahn wurde (1848) vom Fiskus gebaut und bis 1857 von ihm selbst verwaltet. Dann ging sie, auf fünfundsiebenzig Jahre, an die Privatgesellschaft über, die dem Staat sein mit 4 Millionen Rubel berechnetes Anlagekapital mit 6¼ Prozent (250 000 Rubel) jährlich zu verzinsen hat. Die Rente des Staates sollte, nach dem Angebot des Verwaltungrathes, erhöht werden, und zwar so, daß die Aktionäre in Zukunft nicht mehr als 8 Prozent Dividende zu erhalten hätten, der zwischen ihnen und dem Fiskus zu vertheilende Rest des Reingewinnes also der Regirung allein zufallen würde. Nach dem Modus der Gewinnvertheilung hat die Reichskasse noch Anspruch auf einen über die erwähnte feste Verzinsung weit hinausreichenden Betrag. Aber der Finanzminister widersteht allen Lockungen. Er will nicht höheren Profit, sondern die Wiederherstellung der Staatsregie.

Kein Rechtsmittel kann den Aktionären gegen den Staatsplan helfen. Die russische Regirung ist berechtigt, die Bahn, wann es ihr paßt, unter bestimmten Bedingungen zu übernehmen. Der Verstaatlichungpreis ist, da der Rückkauf vor dem ersten Januar 1915 erfolgen soll, nach dem Zeitraum von 1893 bis 1899 festzusetzen. Aus den fünf besten dieser sieben Jahre ist die mittlere Reineinnahme zu errechnen. Die Dividenden dieser Zeit schwankten zwischen 14 und 26 Prozent. Das giebt also keinen schlechten Durchschnitt; und der Preis von 185 Prozent für die Aktie hätte nicht so arg enttäuscht, wenn der Kurs nicht durch die Spekulation so hastig hinauf getrieben worden wäre. In der Dekade bis zum September 1910 war die Börsennotiz nur einmal der Höhe des gebotenen Preises nah gekommen. Richtig ist, daß die Aktie in früheren Jahren sehr hoch bewerthet wurde (bis zu 440 Prozent) und daß die Käufer, die das Papier theuer bezahlt haben, durch die Periode der Ertraglosigkeit schlimm geschädigt wurden. Aber die Aktie war einst auch zu 85 Prozent zu haben; wer sie zu diesem Preis erwarb, macht bei der Verstaatlichung ein Bombengeschäft. Man darf nicht vergessen, daß die Empfindung des Aktionärs von der Höhe des Betrages abhängt, den er für das Papier angelegt hat. Alle haben doch nicht zu hohen und höchsten Kursen gekauft. Und die Regirung verdient dafür, daß sie ihren Plan geheim hielt, nicht den wüthenden Tadel, den sie jetzt hört. Der Finanzminister durfte über die Verstaatlichung und deren Modalitäten erst sprechen, als die Vorlage vom Ministerkollegium gebilligt worden war. Und die Mühlen jeder Regirung mahlen langsam. In die Geheimküche der Spekulation aber finden nur Wenige Zutritt. An der Kurstreiberei war die Regirung unschuldig; und die Zumuthung, einen Theil der in der Zeit der Reichswirrniß entstandenen Privatverluste auf sich zu nehmen, mußte sie ablehnen.

Nur wenn der Privatbesitz fordern darf, ist der Fiskus im Nachtheil (Hibernia; Herchnia). Eisenbahnen gehören unter die Hoheit des Staates. Der läßt sich seine Konzessionen bezahlen und behält das

Recht, den Privatmann wegzuschieben. Eisenbahnaktionäre haben ihre Erfahrungen (Schweiz; Oesterreich). Nicht immer liegen die Verhältnisse so günstig wie bei der Transvaalbahn, deren Aktionäre, mit Hilfe glaubhafter Besitztitel, ihre Ansprüche durchdrucken konnten. Aber damals handelte sichs um den Grundsatz der Anerkennung von Aktionärrechten, die durch den Burenkrieg zweifelhaft geworden waren. Solche Konflikte giebt es bei dem Handel um Warschau-Wien nicht. Keinem Aktionär soll sein Anspruch bestritten werden. Diskutirt wird nur der Preis; über den will eine Schutzvereinigung deutscher Aktionäre mit der russischen Regirung verhandeln. Ein erheblicher Theil des Aktienkapitals ist in deutschem Besitz; und das Zarenreich hat den Werth des ausländischen Kapitals für seine Volkswirthschaft stets zu würdigen gewußt. Vielleicht kann also der Hinweis auf die finanziellen Beziehungen von Nutzen sein. Wäre das Ministerium sehr nett, so würde es bei der Verrechnung das Ergebniß des Jahres 1911 mit berücksichtigen und den Uebernahmepreis danach erhöhen. Die letzte Entscheidung hat aber die Reichsduma zu finden, die sich kaum um die Wünsche deutscher Aktionäre kümmern wird.

Die Zeit der Privatbahnen ist noch nicht vorüber. Große Pläne harren der Erledigung. Englisches, französisches, deutsches Geld steckt in russischen Eisenbahnobligationen und wird weiter von ihnen in Anspruch genommen werden. Im Juli 1911 fanden fast 100 Millionen Mark in neuen russischen Eisenbahnprioritäten bei uns willige Abnehmer. Die Moskau-Kasan-Bahn hat seit dem Jahr 1908 sechs Emissionen gebracht. Ein Beispiel für den starken Geldbedarf der russischen Eisenbahnen, dessen Ursache die ständige Erweiterung ihres Netzes ist. Der Kurszettel zeigt, wie viele Anleihen russischer Eisenbahnen in Deutschland notirt werden. Seit dem Erlaß des Eisenbahngesetzes vom Jahr 1905 hat die private Bethätigungslust neuen Schwung bekommen. Viele Konzessionen wurden ertheilt und, so weit es möglich war, ausgenützt. Geld fanden die neuen Unternehmungen zunächst in Frankreich und England. Erst in diesem Jahr hat sich eine der neuen Gesellschaften, die Podolische Eisenbahn, auch in Deutschland um Geld bemüht. Sie wurde 1910 gegründet. Ihre Obligationen haben, wie die meisten russischen Eisenbahnprioritäten (von 1600 Millionen Rubel Gesammtsumme sind nur 110 Millionen nicht garantirt), die Sicherheit einer Staatsbürgschaft für die Zinsen. Ohne diese Deckung hätten die Schuldverschreibungen im Ausland schwerlich Abnehmer gefunden. Denn es handelt sich nicht immer um Bahnen mit bedeutenden Tracen; oft sind nur ein paar hundert Werst zu bauen, die dem Fremden unbekannte Inlandsorte verbinden. Darauf würde das in Berlin, Paris, London heimische Kapital sich ohne die Bürgschaft des russischen Staates nicht einlassen. Jetzt regt sich Rußland kräftig; unsere Industrie darf den Fortschritt des Zarenreiches mit in ihre Rechnung stellen. Zunächst handelt sichs um die Mitwirkung des deutschen Kapitals am Bau russischer Eisenbahnen; und mit dem Hinweis auf solche Möglichkeiten können die Aktionäre von Warschau-Wien operiren. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Zur gefälligen Beachtung!

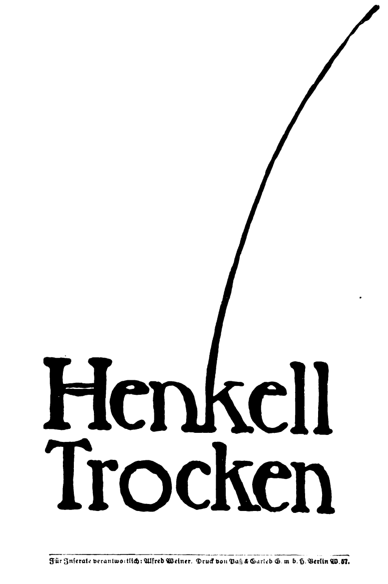
Der heutigen Nummer liegen 2 Prospekte von den Firmen

Erich Reiss, Verlag in Berlin

und

Bruno Cassierer, Verlag in Berlin,

bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.